

Grenzfriedensbund

Anschrift: Hafendamm 15, 2390 Flensburg Geschäftsführer: Walter Harenberg
Sprechzeit: Montag bis Freitag 9.30-12.00 Uhr Fernsprecher (04 61) 2 67 08,
außerhalb der Geschäftszeit (04 61) 5 57 06

Beitrag: 12 DM für Einzelmitglieder, 25 DM für Verbände, Schulen usw.

Bankkonten: Stadtparkasse Flensburg 2 001 020 (BLZ 215 500 50)

Sparkasse NF Husum 13 862 (BLZ 217 500 00)

Postgiroamt: Hamburg 114 07-206 (BLZ 200 100 20)

WAS DIESES HEFT BRINGT

Seite

Artur Thomsen

Der Grenzfriedensbund 1950-199077

Jörn-Peter Leppien

Friedliche Grenzbegehung..... 84

Klaus Bästlein

Der 9. April 1940, ein Brief und die Folgen

Teil II88

Ulrich Schulte-Wülwer

Ragnvald Blix 106

Uwe-K. Ketelsen

August Julius Langbehns Buch

»Rembrandt als Erzieher« (1890) 112

Inge Adriansen

Der Knivsberg - deutsche Versamlungsstätte,

nationales Monument, Ehrenhain und Jugendhof 130

Umschau ab Seite 138

Die Grenzfriedenshefte werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben.
Sie erscheinen vierteljährlich.

Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes enthalten.
Einzelheft 6,- DM.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. Redaktion der Grenzfriedenshefte:

Dr. Jörn-Peter Leppien, Am Burgfried 10, 2390 Flensburg Artur Thomsen (verantwortlich), Holstengang 4, 2390 Flensburg Redaktionsanschrift: Hafendamm 15, 2390 Flensburg Druck: Schleswiger Druck- und Verlagshaus GmbH

Der Grenzfriedensbund 1950-1990

*Eine Standortbestimmung**

Jedes beliebige Kalenderjahr gibt Gelegenheit, einer Reihe von Ereignissen zu gedenken, die 25 oder 40 oder 50 oder 100 Jahre her sind; jedes Jahr ist auch ein Gedenkjahr. Am liebsten gedenkt man erfreulicher Begebenheiten und feiert dann mit Vergnügen den Jahrestag des Ereignisses. Unbeliebt sind Erinnerungen an Geschehnisse, derer man sich nicht rühmen kann; die vergißt man lieber, oder, wenn das nicht geht, dann verharmlost man sie, fügt ihnen neue Erklärungen, ja Umdeutungen hinzu, damit die Schuld früherer Jahre weniger schmerzt und nicht heute noch als bedrückend empfunden werden muß. Die Schuld anderer, deren Opfer man vielleicht geworden ist, entreißt man dagegen gern dem Vergessen und läßt dafür keinen »Gedenktag« aus. So hat z. B. die DDR früher niemals des 17. Juni gedacht, an dem 1953 Arbeiter gegen den sog. Arbeiterstaat und seine Regierung aufstanden und erst von der Roten Armee zur Unterwerfung gezwungen wurden. Die Bundesrepublik dagegen hat nie versäumt, an diesen »Tag der Einheit« zu erinnern, der unseren Teil Deutschlands aufzuwerten schien, den anderen aber jedenfalls beschämte. Dieselbe Bundesrepublik, die sich ja selbst immer als Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches empfunden hat, tut sich dagegen schwer, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, deutlich beim Namen zu nennen, was in einem für Deutsche unangenehmen Sinne eines Gedenkens wert wäre. Nehmen Sie nur einmal ein paar Erinnerungstage der letzten Jahre:

- 1988: 50 Jahre seit der militärischen Besetzung des Sudetenlandes,
50 Jahre seit den Novemberpogromen gegen die Juden in Deutschland.
- 1989: 50 Jahre seit der Zerschlagung der Tschechoslowakei,
50 Jahre seit dem deutschen Überfall auf Polen und dem Beginn des 2. Weltkrieges.
- 1990: 50 Jahre seit dem deutschen Überfall auf Dänemark und Norwegen,
50 Jahre seit dem deutschen Überfall auf Holland und Belgien und dem Krieg gegen Frankreich.
- 1991: wird es 50 Jahre her sein, daß wir die Sowjetunion überfallen haben.
Und auch dann werden genau wie in diesem und im vorigen Jahr die Opfer

* *Vortrag anlässlich der Mitgliederversammlung am 5. Mai 1990 in Tönning*

intensiver daran denken als wir, die damals die Täter waren. Die Erinnerung an eigene Schuld tut nämlich weh. Der Schleier des Vergessens oder mindestens der Verharmlosung lindert den Schmerz. Nur heilen die Wunden dann nicht. Das wird erst gelingen, wenn wir einmal ehrlich, ohne jede Beschönigung, bekennen, daß wir damals Menschen und Völkern Schlimmes zugefügt haben. Warum sagen wir heute nicht wenigstens: Es tut uns leid! Wenn wir das täten, würden wir es auch unseren europäischen Nachbarn, den Opfern von damals, erleichtern, die Geschehnisse der 30er und 40er Jahre endgültig in die Geschichte, in die Vergangenheit zu verabschieden und mit uns einen neuen Anfang zu machen.

Da stehen wir Deutsche heute vor der Chance einer Vereinigung der beiden deutschen Staaten, wie sie nach dem Kriege entstanden sind. Die Geschichte hat uns diese Chance zugespielt. Das Scheitern eines politischen Systems, das der Menschheit eigentlich Glück bringen wollte, das so etwas wie ein Paradies auf Erden versprach, das Versagen der Menschen, der führenden Leute, die behaupteten, den rechten Weg zu wissen, führte zum Protest, zum Aufbegehren der dabei Benachteiligten, auch der Deutschen in der DDR, die dann im Herbst 1989 in einem revolutionären Akt die überholte und gescheiterte Herrschaft der sog. Sozialisten abschüttelten. Erst das hat uns die Chance eingebracht, als Deutsche wieder in einem Staat zu leben.

Und nun stehen wir alle miteinander vor der Notwendigkeit, in Europa, bei unseren vielen Nachbarn, für den Gedanken einer deutschen Einheit werben zu müssen; und warum? Weil diese Nachbarn immer noch nicht recht überzeugt sind, daß von einem deutschen Einheitsstaat für sie keine Gefahr ausgeht. Dieses Mißtrauen hätten wir bei ehrlicherem Umgang mit unserer Vergangenheit längst überwunden haben können. Von einem Kind verlangen wir das Eingeständnis seiner Missetat und Reue darüber; wir aber suchen wie ein Kind Ausflüchte und Ausreden. Das ist keine gute Grundlage für Vertrauensbildung. Nehmen Sie als Beleg für diese Feststellungen nur einmal den Umgang mit dem Datum 9. April 1940 bzw. 1990, also den deutschen Überfall auf Dänemark und die Erinnerung daran. Dänische Zeitungen waren voll davon, deutsche (vom Nordschleswiger einmal abgesehen) begnügten sich mit winzigen Notizen, wenn sie es überhaupt bemerkten. Aber gleichzeitig erwarten wir von den Dänen, daß sie voll Vertrauen dem deutschen Einigungsprozeß Zusehen, ja daß sie ihn billigen und im Rahmen Europas fördern. Da frage ich mich doch, welche Deutschen unserem Lande eigentlich besser dienen: diejenigen, die auch heute noch die NS-Zeit als einen ärgerlichen Betriebsunfall der Geschichte möglichst rasch übergehen, oder diejenigen, die den Finger in die Wunde legen, die offenbar

machen, was leider Wirklichkeit war und erst von diesem Bekenntnis aus einen neuen, glaubwürdigen Anfang suchen. Ich halte es eher mit den letzteren und habe daher auch am 8. April die friedliche Grenzbegehung mitgemacht, bei der etwa 100 meist junge Leute des Überfalls vor 50 Jahren gedacht haben. Junge Leute, die damals noch gar nicht lebten, ließen sich erzählen, was geschehen ist, und zeigten durch ihre Teilnahme, daß sie ein Gespür dafür haben, wie die Gemeinschaft der Völker in Europa gestaltet werden kann, nämlich nicht mit Verschweigen oder Verharmlosen, sondern mit Offenlegen. Das genau geschah an diesem Nachmittag, indem drei Zeitzeugen über ihre Erinnerungen berichteten: ein Mann, der Zuchthaus und Konzentrationslager auf sich genommen hatte, weil seine politische Überzeugung der herrschenden widersprach, einer, der vom Elternhaus her zur dänischen Minderheit gehörte und sich darum schließlich dem dänischen Widerstand anschloß, und einer, der damals begeistert der Hitlerjugend angehörte und gar nicht abwarten konnte, bis er endlich Soldat wurde. Das war so ein Gedenktag, über den man sich nicht freuen kann, weder als Deutscher noch als Däne. Das Gedenken hat nur den Sinn, mit der schlimmen Vergangenheit wirklich fertig zu werden und nicht auch noch die Zukunft mit ihr zu belasten.

Die Zukunft aber ist sowohl für Deutschland wie auch für Europa so aussichtsreich wie selten in der Geschichte. Die großen Machtblöcke in Ost und West stehen nicht mehr gegeneinander, alte Feindbilder verschwinden, Partnerschaft zwischen Staaten und Völkern scheint möglich, sogar wahrscheinlich. Menschenfeindliche Herrschaftssysteme zerbrechen; demokratische Verhältnisse setzen sich auch in Osteuropa durch. Und im Rahmen dieser atemberaubenden Umwälzungen hat das deutsche Volk die ganz unerwartete, kaum noch für möglich gehaltene, nur in Sonntagsreden noch angekündigte Chance, wieder in einem einigen Staat zu leben. Das ist nicht die Wiedervereinigung! Die gibt es nicht; und die sollten wir auch nicht wollen. Das Deutsche Reich ist vergangen. Wir haben es selbst verspielt. Seien wir dankbar, wenn nun doch plötzlich die Teilung unseres Volkes in zwei Nachkriegsstaaten aufgehoben werden kann, wenn wir nicht mehr an der Elbe *und* an der Oder eine Ostgrenze haben. Aufhebbar ist jedenfalls nur die Grenze an der Elbe. Machen wir doch etwas Gutes daraus! Ich will Ihnen gestehen, daß es mich wirklich bewegt, zu denken, daß ich bald wieder mit den Bürgern von Rostock und Leipzig in einem Staat leben werde. Ich freue mich von Herzen darüber. Nur, ich bin auch nicht völlig frei von Furcht davor, daß einigen von uns unsere schiere Größe wieder zu Kopfe steigt; und ich will dazu beitragen, daß wir die geschichtliche Erfahrung nicht vergessen: Eine solche Überheblichkeit führt in die Katastrophe. Dagegen haben wir als ruhige und zuverlässige Partner unserer Nachbarn in Europa die Möglich-

keit, gemeinsam mit den anderen Völkern Lebensbedingungen für die Menschen zu schaffen, die noch die Generation vor uns nicht einmal erträumen konnte. Das ist - wie man früher etwas vollmundig sagte - des Schweißes der Edlen wert.

Es wird deutlich, daß dieses deutsch-deutsche und deutsch-europäische Thema auch ein deutsch-dänisches ist. Wir alle wissen, wie skeptisch viele Dänen auch heute noch dem großen Europa gegenüber sind; die Skepsis wird gewiß verstärkt, wenn der Nachbar Deutschland nun noch größer wird als er bisher schon war und allein dadurch Erinnerungen an die Vergangenheit weckt. Wenn wir es gut meinen mit der Gestaltung Europas, müssen wir hier im Grenzland daher etwas für die Nachbarschaft mit Dänemark tun. Das ist unsere Aufgabe. Und das ist auch mein Thema zum 40jährigen Jubiläum des Grenzfriedensbundes, das wir in diesem Jahr begehen. Wir sind nämlich in der glücklichen Lage, diesen Kurs, dessen Richtigkeit sich heute bestätigt, von Anfang an gesteuert zu haben. Nach dem Jahrhundert von J848 bis J945, in dem die Differenzen und Dissonanzen, ja Kampf und Krieg unser Verhältnis zu Dänemark prägten, haben wir J950 einen Neuanfang gemacht. Der erste Versuch eines Brückenschlages zum dänischen Volk - das war nach fünfjähriger Besetzung Dänemarks ein schwieriges Unterfangen! Aber der Versuch wurde gemacht: durch die Kieler Erklärung, die das freie Bekenntnis zu dem einen oder anderen Volk garantierte, und durch die Gründung des Grenzfriedensbundes, der es unternahm, als deutscher Grenzverband wieder mit den dänischen Nachbarn ins Gespräch zu kommen. Das war damals - wie gesagt - ein schwieriges Unterfangen, zumal es nicht nur von dänischer Seite Mißtrauen gab, sondern auch von seiten der anderen deutschen Grenzverbände, die die deutsche Grenzarbeit - auch aus politischen Gründen - lieber alleine machen wollten und die neue Organisation daher für überflüssig hielten. Das ist heute nicht mehr so; aber an diesen Widerständen kann man erkennen, wie ernst es den Gründern gewesen sein muß, als sie am 11. März 1950 in Husum die Satzung unterschrieben und damit den Grenzfriedensbund ins Leben riefen. Es waren so bekannte Sozialdemokraten dabei wie Jens Nydahl, Paul Dölz, Franz Osterroth, Ernst Beier und Walter Lurgenstein, auch solche, die sehr bald durch die Grenzlandarbeit bekannt wurden wie Ernst Harms, der langjährige Geschäftsführer des Grenzfriedensbundes und vor allem Detlef Hansen, erst Vorsitzender, dann geschäftsführender Vorsitzender, der in Hunderten von Reden und Aufsätzen seine Auffassungen und die des Grenzfriedensbundes publizierte. Von Anfang an dabei war auch schon Hans Peter Johannsen, Büchereidirektor in Flensburg, unpolitisch nach eigener Aussage, weil er keiner Partei angehörte, und der dann 16 Jahre lang Vorsitzender war. Er hauchte dem Grenzfriedensbund die Kultur ein, gab zusammen mit

Ernst Beier den Grenzfriedensheften Gestalt und Inhalt und war von Herkunft und Ausstrahlung der richtige Mann, um auf dänischer Seite um Vertrauen zu werben. 1950 hatte die dänische Minderheit noch 72000 Stimmen im Lande. In den 40 Jahren seitdem ist die Zahl um rund zwei Drittel auf ca. 23000 zurückgegangen. Aber diese Zahl ist auch seit Jahren ziemlich konstant, so daß man von einem stabilen Anteil dänisch orientierter Bevölkerung in dieser Größenordnung sprechen kann. Das macht, auf das ganze Land bezogen, weniger als 2 % aus; im Landesteil Schleswig sind es um 7 %. Selbst wer immer noch durch die nationale Brille guckt, müßte also sagen: Das ist keine beunruhigende Größe. Aber darum geht es gar nicht. Wichtig ist dagegen: Hier sind ca. 40000 Menschen oder mehr, die in diesem deutschen Bundesland Schleswig-Holstein wohnen, die deutsche Staatsangehörigkeit haben, die aber dennoch nach eigenem Bekenntnis dänisch sind und sein wollen. Und wir haben das nicht nur zu respektieren, sondern wir schulden ihnen öffentliche Hilfen, damit sie die Besonderheiten dänischen Lebens für sich realisieren können. Wir alle erinnern uns an die Zeit, als wir meinten, es sei richtig und notwendig, die Deutschen in Nordschleswig nach Kräften zu unterstützen, die Dänen hier aber nach Kräften klein zu halten. Es hat eine Weile gedauert, bis wir gelernt haben, das Lebensrecht einer Minderheit anzuerkennen, auch wenn es nicht eine deutsche Minderheit ist. Eine nationale Auseinandersetzung findet kaum noch statt. Die Deutschen in Dänemark, die Dänen in Deutschland, die deutschen Südtiroler in Italien usw. usw., sie alle haben ein Recht auf ihre Besonderheit, solange sie selbst an ihrem Bekenntnis zu dem einen oder anderen Volkstum festhalten. Nur sie selbst können es aufgeben; niemand darf es ihnen streitig machen. Das muß zu den Grundlagen eines gemeinsamen Europas gehören. Wenn es denn richtig ist, daß wir hier an der deutsch-dänischen Grenze Verhältnisse geschaffen haben, die als Modell für andere Grenzgebiete gelten können, dann dürfen wir gewiß zufrieden sein; wir sollten uns aber dennoch mit dem Erreichten nicht zufrieden geben. Wie die Wohnungsnachbarn auf derselben Etage des Mietshauses sich immer wieder neu und jeden Tag wieder um gute Nachbarschaft bemühen müssen, wenn sie denn Wert darauf legen, so müssen wohl auch zwei Völker mit Toleranz und Verständnis für die Eigenart des anderen ihre Nachbarschaft bewußt pflegen.

Als der Grenzfriedensbund vor 40 Jahren seine Arbeit begann, hatte er seine Ziele nicht so weit gesteckt, wie wir heute tatsächlich gekommen sind. Die Einsicht vieler und der Zeitgeist, die politische Vernunft und der Zugzwang, der von der europäischen Entwicklung ausging, haben dazu geführt, daß wir heute alle nicht nur den Grenzverlauf akzeptieren als eine vernünftige und gerechte Trennungslinie zwischen dem deutschen und dem dänischen Volk und Staat, son-

dern auch, daß die Mehrheiten auf beiden Seiten die Minderheiten auf beiden Seiten tolerieren und akzeptieren und subventionieren. Ein Menschenrecht hat sich durchgesetzt. Und wir haben dazu beigetragen; wir haben mitgeholfen.

Es bleibt die Frage, ob wir denn eigentlich den Grenzfriedensbund, den Deutschen Grenzverein, die Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig, den Schleswig-Holsteinischen Heimatbund, soweit er Grenzlandarbeit macht, und auf der anderen Seite Dansk Grænseforening noch brauchen. Sind sie nicht überflüssig geworden? Eine Mitarbeiterin des WDR, die eine Sendung über deutsche Grenzgebiete vorbereitete, fragte mich neulich in einem Interview, ob denn unser Name noch in die Zeit passe, da die Grenze doch kaum noch trennenden Charakter habe und der Friede an der Grenze doch völlig ungefährdet sei. Ich habe geantwortet, die Grenze bleibe schließlich, auch wenn die Schlagbäume noch niedriger gehängt würden, eine Trennungslinie zwischen zwei Völkern und Staaten, die auch verschiedene Rechts- und Verwaltungseinheiten bleiben; sie behalte also ihre Funktion auch in der wachsenden Gemeinsamkeit der europäischen Völker. Und der Friede an der Grenze? Ist der irgendwann, vielleicht jetzt schon, endgültig erreicht? Bedarf er keiner Aufmerksamkeit und Pflege mehr? Oder ist er nicht ein andauerndes Programm, das jeden Tag neu zu erfüllen ist? Ist er nicht immer noch verbesserungsfähig? Bleibt er nicht unvollkommen? Ich denke, es ist eine Daueraufgabe, aus der geographisch gegebenen Nachbarschaft eine Partnerschaft zu entwickeln, die beiden Völkern gefällt, die beide Kulturen befruchtet und bereichert, die einen Mosaikstein zur europäischen Vielfalt beisteuert, gerade auch in der Konkurrenz miteinander. Das Programm des Grenzfriedensbundes, Stärkung des Deutschtums einerseits und Verständigung über die Grenze andererseits, erweist sich auch auf die Zukunft bezogen als fortschrittlich. Was 1950 noch schwer zu verstehen war, weil das Eintreten für das eine Volkstum damals immer verbunden war mit einer Spitze gegen das andere, das erweist sich heute als zukunftsfruchtig. Und darum sollten wir weitermachen!

Wir wollen weiter unsere Grenzfriedenshefte ins Land schicken, die immer noch manche neue Sichtweise z. B. in die Landesgeschichte ermöglichen. Wir wollen mit unseren Informationsfahrten ins Land nördlich und südlich der Grenze auch weiterhin das Bewußtsein von der Besonderheit und Eigenart unseres Landes stärken. Wir wollen mit unserer Sozialarbeit in Tausenden von Einzelfällen kleine, aber wichtige Hilfen geben, die die strukturelle Benachteiligung unseres Raumes ein wenig, nur ein wenig, ausgleichen. Und wir wollen in der Diskussion zwischen deutsch und dänisch im Grenzland unsere Stimme auch in Zukunft erheben, eine Stimme, die *für* das deutsche, aber nicht *gegen* das dänische Element erhoben wird.

Wir erbitten dafür die Hilfe der öffentlichen Hand, also des Landes Schleswig-Holstein; und wir danken dem Landtag und der Landesregierung für alle Hilfe, die wir schon bekommen haben. Wir freuen uns auch über das Interesse, das wir in der Bevölkerung gefunden haben und hoffentlich in Zukunft finden werden. Wir wünschen uns eine konstruktive Partnerschaft mit den anderen Grenzverbänden und auch mit der dänischen Bevölkerung unseres Landesteiles; denn wir gestalten schließlich gemeinsam unsere gemeinsame Heimat. Der Grenzfriedensbund geht hoffnungsvoll und voller Optimismus in das fünfte Jahrzehnt seines Bestehens.

Friedliche Grenzbegehung

Die wohl unkonventionellste Veranstaltung zur Erinnerung an den Überfall deutscher Truppen auf Dänemark und Norwegen vor 50 Jahren fand am Sonntag, den 8. April 1990, am Grenzübergang Krusau statt. Der Grenzfriedensbund hatte gemeinsam mit zwei befreundeten Vereinigungen - dem Beirat für Geschichte der Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein sowie dem Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein (AKENS) - zu einer »friedlichen Grenzbegehung« eingeladen.

Die »friedliche deutsche Grenz-Invasion«, wie es in der Presse hieß, ging auf eine Idee des Rechtshistorikers Klaus Bästlein zurück. Als engagiertes Mitglied der drei veranstaltenden Institutionen war er auch maßgeblich an der Organisation beteiligt.

An der Veranstaltung, die den ausgetretenen Pfad der eher passiven Rezeption gezielt verließ, nahmen mehr als 100 meist junge Leute teil, unter ihnen zahlreiche Angehörige der Minderheiten südlich wie nördlich der Grenze.

Besonders lebhaft war das Echo in den Medien des Landes und weit darüber hinaus. Um den Lesern der »Grenzfriedenshefte« einen bleibenden Eindruck von der »friedlichen Grenzbegehung« zu verschaffen, sei im folgenden aus der umfassenden Berichterstattung in »Flensburg Avis« (9. April 1990) und im »Nordschleswiger« (10. April 1990) zitiert.

Lotte Blomgreen von »Flensburg Avis« berichtet (hier in der Übersetzung von Klaus Bästlein) über den Beginn der Veranstaltung und die Kranzniederlegung am Denkmal des ehemaligen Vizepräsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, Graf Folke Bernadotte:

Die friedliche Demonstration begann in unorganisierter Verwirrung auf einem Parkplatz direkt am Grenzübergang, weil die Teilnehmer es schwer hatten, sich darüber zu einigen, wo der Spaziergang eigentlich beginnen sollte. Nachdem sich alle friedlichen Grenzgänger im Gewimmel der Grenzhändler glücklich gefunden hatten, ging die Gruppe in langen Reihen über die Grenze.

Sowohl die dänische als auch die deutsche Grenzpolizei sahen gelassen von der Paßkontrolle ab, und so konnten beide Sorten Pässe in den Taschen bleiben. Alle schienen darüber einig zu sein, daß die friedliche Grenzbegehung nicht durch Dokumente und Bürokratie gestört werden sollte.

Zum ersten Mal wurde am Denkmal für Folke Bernadotte ein paar hundert Meter hinter der Grenze Halt gemacht. Zwei Schüler des deutschen Auguste- Viktoria-Gymnasiums legten einen schmucken Lorbeer-Kranz am Fuß der Bronzestatue

Folke Bernadottes nieder.

»Es war eine lebensgefährliche Unternehmung, der sich Folke Bernadotte annahm, als er nach entsprechenden Absprachen mit Himmler dänische und norwegische Häftlinge aus den deutschen Konzentrationslagern herausholen konnte. Die weißen Busse schwebten in der permanenten Gefahr, entweder auf Landminen zu stoßen oder aus der Luft angegriffen zu werden. Dennoch gelang es Folke Bernadotte, Tausende von Dänen und Norwegern aus den Lagern zu retten,« erklärte Detlef Körte, der der Sekretär eines Arbeitskreises ist, der sich mit der nationalsozialistischen Zeit in Schleswig-Holstein beschäftigt.

Nach der Kranzniederlegung begaben sich die Teilnehmer in das Restaurant Kruusaagaard, wo Dänen und Deutsche dicht an dicht Platz nahmen, um miteinander Kaffee zu trinken.

In die nachfolgenden Berichte dreier Zeitzeugen führte Kurt Hamer ein, der Minderheitenbeauftragter des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten und zugleich Sprecher des Beirats für Geschichte ist. Über die bemerkenswerten Ausführungen Kurt Hamers und die ebenso beeindruckenden Berichte von Karl Heinz Lorenzen, Karl Otto Meyer und Artur Thomsen schreibt der »Nordschleswiger«:

Auch andere gedächten in Veranstaltungen des 9. April 1940, erklärte Hamer... Zu diesem Mosaik hätten u. a. ein Zeichen gesetzt: das Deutsche Gymnasium für Nordschleswig, Apenrade, mit einer schuleigenen Ausstellung über die Zeit 1939 bis 1945, das »Sønderjyllands Kunstmuseum«, Tondern, mit der Ausstellung »Wo soll das alles enden? - Archäologie eines Krieges« des Künstlers Raffael Rheinsberg (Kiel), das schleswig-holsteinische Justizministerium mit seiner Rendsburger Ausstellung »Vor 50 Jahren Norwegen«, das dritte Fernsehen Nordkette mit seiner sechsteiligen Serie über die deutsche Besetzung Skandinaviens, das jüngste Grenzfriedensheft sowie der NORD-SCHLESWIGER mit seiner Beilage über den 9. April 1940 am Sonnabend. »Sie alle drücken aus, daß wir auch 50 Jahre nach den Ereignissen mit unserer Geschichte leben müssen und wollen.«

Hamer warnte vor einer Verdrängung, zumal »die Verdrängung der Geschichte unseres Landes aus vielen partiellen Verdrängungen besteht«. Als Negativum nannte er das Beispiel Rendsburg: »Das Jüdische Museum hätte eine Gedenkstätte der Verfolgungen sein können; es ist aber umgewidmet worden in ein Kunstmuseum. Auch dies ist eine Verdrängung sehr partieller Art.«

Die Veranstalter wollten mit den Berichten dreier Zeitzeugen deutlich machen, »was Menschen angetan worden ist - oder: wozu sie fähig sind, anderen etwas

anzutun«, erläuterte Hamer den Zuhörern, ... Angesichts der gemeinsamen deutsch-dänischen Geschichte gebe es unter den Menschen »auch eine Reihe, die unschuldig schuldig geworden sind, die auf vielleicht tragische Weise in ein Geschehen hineingezogen worden sind, das sie so nicht wollten«. Das werde beispielsweise am Lager Fröslee deutlich - dessen Museum die Teilnehmer abschließend besuchten - in das »Menschen unschuldig als Gefangene hineingezogen worden sind - und später, als dort viele unschuldig Schuldiggewordene gefangengehalten wurden«.

Als Zeitzeugen äußerten sich der ehemalige Tischler Karl-Heinz Lorenzen, Flensburg, Landtagsabgeordneter Karl Otto Meyer (SSW), Schafflund, und Grenzfriedensbund-Vorsitzender Rektor a. D. Artur Thomsen, Flensburg. Kommunist Lorenzen, Jahrgang 1917, wurde nach fünfjähriger Zuchthaushaft 1942 ins KZ eingewiesen und erlebte dort eingesperrte Dänen, Norweger, Polen und Tschechen. 1934 stieg er aktiv in die Widerstandsarbeit ein, brachte häufig im Boot seiner Eltern Verfolgte - darunter die Hamburgerin Greta Burmeister, die spätere Frau des SPD-Fraktionsvorsitzenden Herbert Wehner, und ihre beiden kleinen Töchter - über die Flensburger Förde nach Dänemark und besorgte auf Anforderung von dort provisorische Grenzausweise bei der Flensburger Polizei.

»Am Dienstag, 9. April 1940, gingen wir nicht zur Schule, weil wir wegen der Militärkolonnen nicht über die Straße kommen konnten«, berichtete Karl Otto Meyer. Für ihn und seine Altersgenossen seien ab diesem Zeitpunkt die Reden der offiziellen Minderheitenvertreter über Loyalität zum Herbergsstaat, um sich das Heimatrecht zu erhalten, nicht mehr gültig gewesen. Zweimal sei die Gestapo bei ihm zu Hause aufgetaucht. Nach seiner Einberufung im November 1944 sei er nach Polen gekommen, sagte Meyer. Im Januar 1945 sei er während eines Heimaturlaubs nach Dänemark desertiert, dort unter häufigen Namenswechseln »weitergereicht« worden und habe schließlich auf Fünen in einer Militärgruppe des dänischen Widerstandes als Waffenverteiler und Kurier mitgearbeitet, bis er nach dreimaligem illegalem Grenzübertritt 1948 endlich wieder legal nach Flensburg einreisen durfte.

»Eine Zeitlang wollte ich HJ-Führer von Beruf werden«, erinnerte sich Artur Thomsen. »Ich war überzeugt, in einer großen Zeit zu leben.« »Endlich« zum Reichsarbeitsdienst und noch Anfang 1945 zur Wehrmacht einberufen, erlebte Thomsen das Kriegsende in den Niederlanden, von wo er nach kurzer Gefangenschaft schon im Juni 1945 wieder nach Flensburg kam. »Noch lange war ich überzeugt, für eine gute und gerechte Sache gekämpft zu haben, bis ich endlich begriff, daß das Recht und die Würde des Menschen vor der Staatsmacht rangieren.« Auf diesem Weg sei er zum Grenzfriedensbund gekommen. »Es tut mir leid, was den Dänen in unserer Stadt und in Dänemark damals von Deutschen

zugefügt wurde«, erklärte Thomsen. Von einem künftigen vereinigten Deutschland werde für die Nachbarn keine Gefahr ausgehen, zeigte er sich überzeugt. »Man kann den Deutschen wieder trauen.«

Der 9. April 1940, ein Brief und die Folgen

Der Fall Svend Johannsen

Teil II

4. Im Flensburger Gerichtsgefängnis

Der Brief Svend Johannsen an seine Frau in Dänemark wurde von der Auslands-Postüberwachung der Geheimen Staatspolizei abgefangen, die in den 30er Jahren immer weiter perfektioniert worden war und seit Kriegsbeginn praktisch den gesamten Schriftverkehr mit dem Ausland überwachte. Die Auslands-Postüberwachung fertigte auch einen Auszug aus dem Schreiben Svend Johannsens an seine Frau, der an das »Grenzpolizeikommissariat Flensburg« weitergeleitet wurde. Dieses »Grenzpolizeikommissariat nahm seit 1937 neben den eigentlichen grenzpolizeilichen Aufgaben vor allem die Funktion einer Außenstelle der Staatspolizeistelle Kiel wahr. Es zählte während des Krieges mehrere Dutzend Mitarbeiter und residierte im zweiten Stock des Polizeipräsidiiums Norderhofenden. Am Nachmittag des 29. Mai 1940 erhielt Svend Johannsen einen Anruf der Schleswiger Kriminalpolizei, die ihn bat, noch am gleichen Tage zur Polizeiwache zu kommen. An diesem Anruf war zunächst nichts auffälliges, denn Svend Johannsen hatte häufig auf der Polizeiwache zu tun, wenn es um Angelegenheiten von Mitgliedern der dänischen Minderheit ging. Als er sich auf den Weg machte, sagte er seiner Schwägerin Helga Jørgensen noch im Scherz: »Wenn ich nicht wiederkomme, dann sitze ich im Knast!«²⁸

Auf der Schleswiger Polizeiwache wurde Svend Johannsen bereits von drei Gestapo-Beamten aus Flensburg erwartet. In einem kleinen Opel ging es sofort ab in die Grenzstadt. Hier wurde der Festgenommene zunächst in das Polizeigegefängnis eingeliefert. Nach zwei Tagen fand am 31. Mai 1940 die erste Vernehmung statt. Dabei machte Svend Johannsen auch gegenüber den Gestapo-Beamten keinen Hehl aus seiner Einstellung. Als man ihm den bereits mehrfach angeführten Auszug aus dem Brief an seine Frau in Dänemark vorhielt, erklärte er laut Vernehmungsprotokoll: »Meine Auffassung über die Besetzung Dänemarks entsprach damals selbstverständlich meiner dänischen Einstellung, das heißt, ich empfand den Einmarsch der deutschen Truppen als einen Überfall und hegte die Hoffnung, daß die dänischen Truppen sich dagegen wehren würden ... Eine widerstandslose Preisgabe des dänischen Staatsgebietes hätte ich, wie aus meinem Schreiben hervorgeht, als schmachvoll für Dänemark empfunden. Aus dem Grunde habe ich mich später, als ein Widerstand dänischer Truppen bekannt wurde, über diesen gefreut und es als schmerzlich empfunden, daß

ich nicht als Soldat dabei sein konnte. Wie bereits erwähnt, empfand ich die Invasion Dänemarks als einen unverantwortlichen Überfall, der den Widerstand eines jeden Dänen hervorrufen mußte.« Diese Passagen der Aussage erregten die besondere Aufmerksamkeit von Gestapo und Justiz und sind mit mehrfachen An- und Unterstreichungen versehen. Darüber hinaus wurde »§ 91 a StGB« an den Rand notiert - die Bezeichnung für den Straftatbestand der »Feindbegünstigung«, der mit der Todesstrafe bedroht war, und auf Grund dessen vom Volksgerichtshof auch zahlreiche Todesurteile verhängt wurden.²⁹ Davon erfuhr Svend Johannsen zunächst jedoch nichts. Nach der Vernehmung wurden ihm vielmehr die bei der Festnahme abgenommenen Sachen wieder ausgehändigt, und er nährte bereits die Hoffnung, nunmehr entlassen zu werden. Aber dann fuhr eine grüne Minna auf dem Hof des Polizeipräsidiums vor. Svend Johannsen wurde in eine der winzigen Transportzellen des Fahrzeugs eingeschlossen. Durch ein kleines vergittertes Fenster konnte er einige Blicke auf die Straßen seiner Geburtsstadt werfen. Die Tour führte zum Gerichtsgefängnis am Südergraben hinauf. Hier mußte Svend Johannsen bei der Einlieferung erneut seine Sachen in Verwahrung geben. Dann wurde er in eine kleine, schmutzige Zelle mit einer Holzbank eingeschlossen, deren Wände mit zahlreichen Galgen, an denen Hakenkreuze hingen, »verziert« waren.³⁰ Unterdessen fertigte ein Kriminaloberassistent im Polizeipräsidium Norderhofenden den »Schlußbericht« der Gestapo zum Fall Svend Johannsen. Er soll hier ebenfalls im vollen Wortlaut wiedergegeben werden:

»Bei dem Schulleiter Svend Johannsen handelt es sich um eine führende Persönlichkeit der dänischen Minderheit Südschleswigs. Obwohl er Reichsangehöriger ist, hat er sich stets in hervorragender Weise deutschgegenerisch betätigt. Er hat sich nicht nur auf seine Tätigkeit als Leiter der Minderheitsschule in Schleswig beschränkt, sondern hat sich seit Jahren als Redner und auch schriftstellerisch in den Dienst der dän. Minderheitsbewegung gestellt. Im November 1936 wurde ihm wegen eines in einer dänischen Zeitschrift erschienenen deutschfeindlichen Artikels von der Pressestelle der Regierung zu Schleswig eine Verwarnung erteilt. Die in dem Brief selbst gemachten Darlegungen zeigen die maßlos deutschfeindliche Einstellung des Briefschreibers, der es nicht einmal versuchte, die Gründe, die Deutschland zur Besetzung Dänemarks geführt haben, zu erwähnen. Vielmehr bezichtigt er Deutschland offen des Bruches des Nichtangriffspaktes und bezeichnet die Invasion Dänemarks als einen Überfall. Da er seine Einstellung offenbar in einer Versammlung des 'Schleswigischen Vereins' auch noch den versammelten Mitgliedern gegenüber zum Ausdruck gebracht hat, er zudem als Leiter der dänischen Minderheitsschule

maßgeblichen Einfluß auf die Erziehung der Minderheitsjugend hat, dürfte das Treiben dieses Mannes nach hiesiger Ansicht nicht geduldet werden können. Mit der von der Minderheit immer wieder betonten Loyalität gegenüber dem Herbergsstaat ist das Verhalten des Johannsen jedenfalls nicht in Einklang zu bringen.»³¹

Der »Schlußbericht« der Gestapo und die über Svend Johannsen dort angelegte Akte wurden noch am 31. Mai 1940 mit dem Begehren auf den Erlaß eines Haftbefehls an das Amtsgericht Flensburg weitergeleitet. Am folgenden Tag erfolgte bereits die Vorführung beim Untersuchungsrichter, dem dienstältesten Flensburger Landgerichtsrat namens Pröbß. Svend Johannsen hatte den Eindruck, daß er nur pro forma noch einmal kurz gehört wurde. Der Richter befragte ihn in einer »aufgeregten, gereizten und drohenden Tonlage«. Dann wurde der Haftbefehl verkündet (siehe Abb. 2). Da dies Vorgehen mit einem fairen Verfahren nicht mehr viel gemein hatte, hinterließ es bei Svend Johannsen einen ebenso überraschenden wie albernen Eindruck. Andererseits war er sich aber auch des Ernstes seiner Lage wohl bewußt, denn der eigentliche Prozeß gegen ihn sollte ja erst noch stattfinden.³² Dabei konnte nach dem im Haftbefehl genannten § 1 des »Heimtückegesetzes« auf Gefängnis von bis zu zwei Jahren erkannt werden.³³ Doch wie sich bald zeigen sollte, hatte die Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Kiel noch viel weitergehende Pläne ...

Einstweilen bestimmte der Trotz des Flensburger Gerichtsgefängnisses den Alltag des Untersuchungshäftlings Svend Johannsen. Nach dem Wecken durch ein schrilles Klingelgeräusch um 6.00 h waren das Bett zu machen und der Zellenboden zu reinigen. Um 7.00 h wurde dann das »Frühstück« verteilt: Dünnere Kaffee mit einem trockenen Stück Schwarzbrot. Um 8.00 h begann die »Freistunde«: Die Gefangenen wurden in den engen Gefängnishof geführt, wo sie sich zunächst 15 Minuten lang unter Einhaltung bestimmter Abstände laufend oder gehend im Kreis bewegen mußten. Dann folgten eine Viertelstunde Freiübungen nach militärischen Kommandos. Damit war die einzige Abwechslung des Tages beendet. Mittags gab es einen Teller Suppe und wieder trockenes Brot. Manchmal aber auch Frikadellen mit Kartoffeln und brauner Soße. Beschäftigung wurden durch Tütenkleben in der Zelle geboten. Die Fertigung war für die Tabakfabrik G. Gress in Bredstedt bestimmt und diente der Verpackung von Zigarren. Das Markenzeichen der Firma G. Gress zeigte die beiden schleswigschen Löwen, die im Text als »holsteinisches Wappen« bezeichnet wurden. Dennoch betätigte sich Svend Johannsen als eifriger Tütenkleber.³⁴

Mit den Wachtmeistern stand der Untersuchungshäftling Svend Johannsen bald auf gutem Fuß. Seine Sauberkeit und sein Arbeitseifer hatten es den Beamten angetan. Einer von ihnen sprach sogar ganz gut Dänisch, vertrat jedoch die

Auffassung, daß Nordschleswig eigentlich deutsch wäre, was unschwer daran zu erkennen sei, daß dort statt »rugbrod« das plattdeutsche Lehnwort »svatbrod« als Bezeichnung für »Schwarzbrot« Verwendung finde. So hatte Svend Johannsen wenigstens etwas Unterhaltung, wenn er auch bestimmte Ableitungen über den angeblich »deutschen« Charakter Sønderjyllands nicht gerade schätzte. Für die Wachtmeister wurde er allmählich zu einer Art »Muster-Gefangenen«, bei dem sogar gelegentlich das Verschließen der Zellentür »vergessen« wurde. Wenn Svend Johannsen auf Post wartete, dann holte ein Beamter sie eigens für ihn beim Amtsgericht ab. Und um ihn aufzumuntern, wurde er von den Wachtmeistern sogar oft mit dänischen Redewendungen angesprochen.

Dennoch war die Isolation in der Gefängnishaft für Svend Johannsen keine leichte Zeit. Die Bibel war ihm - auch in Deutscher Sprache - jetzt wieder die wichtigste Lektüre und darüber hinaus erhielt er nach einiger Zeit täglich »Flensborg Avis«. Einen Eindruck von seiner inneren Verfassung vermittelt ein

Gedicht, das er am 3. Juni 1940 am Fenster in seiner 2,25 mal 4,25 Meter großen Zelle niederschrieb und später selbst ins Deutsche übertrug:³⁵

FANGENS TROST

*En lille strimmel himmelblåt
imellem jernets tremmer.
Flvor gør det dog i hjertet godt at
himlen ikke glemmer.*

*Hen over strimlen skyer små
i solens stråler glide.
Småfugles pip mit øre nå
og dumler sindets kvide.*

*Endog en grøn kastaniegren kan
skimtes i det høje.
Den ødsler med sin farve ren til
glæde for mit øje.*

*Blåt, hvidt, og grønt i ramme grå
det må jeg dagligt skue.
Ej rammen skal der stirres på, men
mestervserkets lue.*

DES GEFANGENEN TROST

Ein schmaler Streifen Himmelblau
durchs enge Fenstergitter scheint.
Wie tut's *mir doch* im Herzen gut,
daß mich der Himmel nicht verneint.

Im Streifen kleine Wolken leicht
zerstreut sich in der Sonne Strahl.
Der Vögel Sang mein Ohr erreicht
und dämpft des Sinnes Qual.

Sogar ein grün Kantanienzweig
läßt oben sich erblicken;
und wuchert mit der Farbenpracht,
mein Auge zu erquicken.

Grün, weiß und blau im Rahmen grau,
das darf ich täglich schauen.
Nicht auf den Rahmen kommt es an,
das Werk des Meisters soll erbauen.

*Sankt Nikolai med klokkeklang
til tidkort tiden deler,
opmuntrer til ein frejdig sang,
der længselssåret heler.*

*Ja kirkesspir, du leder mig
mod ham, der aldrig sviger.
Min fader god, jeg takker dig,
Nu tale du. Jeg tier.*

Sankt Nikolai mit Glockenschlag
die Stunden schnell zerteilt,
ermuntert mich zum frohen Lied,
das Sehnsuchtswunden heilt.

Ja, Kirchtum, du den Weg zum Ihm,
der nie vergißt, mir zeige.
Mein Vater, ja, ich danke dir.
Jetzt rede Du. - Ich schweige.

Seit dem 2. Juni 1940 durfte Svend Johannsen Besuch empfangen und wurde von seiner Schwägerin Helga Jorgensen betreut, die ihn auch mit zusätzlichen Lebensmitteln versorgte. Seine Frau war nach der Verhaftung mit den Kindern bei ihrer Mutter in Dänemark geblieben. Am 9. Juni 1940 begann Svend Johannsen mit der Niederschrift seines »Gefängnistagebuchs« (siehe Abb. 3), das später unter der Wäsche aus der Haftanstalt herausgeschmuggelt werden konnte. Auch dieses »Gefängnistagebuch« ist ein wichtiges zeitgeschichtliches Dokument, aus dem viele der hier wiedergegebenen Einzelheiten entnommen wurden. Redakteur L. P. Christensen von »Flensburg Avis« hatte inzwischen Maßnahmen zur Verteidigung des Inhaftierten eingeleitet. Dem dänisch gesonnenen Flensburger Anwalt Christian Ravn wurde Vollmacht erteilt.³⁶ Mitte Juni 1940 erhielt Ravn die Nachricht aus Kiel, daß der Vorgang von dem dortigen Sachbearbeiter, Staatsanwalt Dr. Hackenberg, an den Oberreichsanwali beim Volksgerichtshof weitergeleitet worden war. Svend Johannsen mußte nur mit dem schlimmsten rechnen.

Tatsächlich hatte sich der aufstrebende Staatsanwalt Dr. Gotthard Hackenberg, der erst Mitte 1939 nach Kiel gekommen war und Ende 1940 zum Ersten Staatsanwalt beim Sondergericht Posen befördert wurde, unter Gegenzeichnung des Kieler Oberstaatsanwalts Dr. Matz etwas ganz besonderes einfallen lassen.³⁷ Denn in einem Schreiben an den Oberreichsanwalt unter dem Datum vom 15. Juni 1940 subsumierte er den Fall Svend Johannsen nicht nur unter die §§ 91 b (Feindbegünstigung) und 83 (Hochverrat) RStGB, sondern regte nach § 2 Nr. 4 e der Kriegsstrafverfahrensordnung auch eine Aburteilung durch das Reichskriegsgericht an.³⁸ Das Reichskriegsgericht, das im heutigen Gebäude des Kammergerichts in Berlin-Charlottenburg residierte, war seit Kriegsbeginn durch eine besonders hemmungslose Todesurteils-Praxis hervorgetreten. Die berüchtigte Rechtsprechung zum § 5 (Wehrkraftzersetzung) der Kriegssonderstrafrechtsverordnung wurde beispielsweise bereits 1939/40 vom Reichs-

kriegsgericht entwickelt und erst ab Mitte 1942 vom Volksgerichtshof unter seinem neuernannten Präsidenten Roland Freisler übernommen.³⁹ Nach dem Willen der Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Kiel sollte nun also auch Svend Johannsen vor diesem Tribunal ein kurzer Prozeß gemacht werden. Mit Schreiben vom 25. Juni 1940 fragte der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof daher beim Präsidenten des Reichsgerichts an, ob er das Verfahren gegen Svend Johannsen an sich ziehen wolle. Doch Admiral Bastian antwortete am 4. Juli 1940 lapidar: »Besondere militärische Belange, die eine Aburteilung durch das Reichskriegsgericht notwendig machen, liegen nicht vor.« Zuvor war auf dem Schreiben des Oberreichsanwalts vermerkt worden, daß es »wohl in erster Linie um eine politische Angelegenheit« gehe. Daraufhin befaßte sich Oberreichsanwalt Ernst Lautz persönlich mit dem Vorgang und fertigte am 10. Juli 1940 einen hinsichtlich der Rechtsauffassung der Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Kiel vernichtenden Vermerk. Darin hieß es, daß weder der Tatbestand des § 91 b RStGB, noch derjenige des § 83 RStGB erfüllt sei. Denn es könne kein Nachweis darüber erbracht werden, daß Svend Johannsen erfolgreich den »Wehrwillen« untergraben oder konkrete Handlungen unternommen habe, um sich am Widerstand dänischer Truppen gegen den deutschen Einmarsch zu beteiligen, bzw. die deutsche Reichsregierung zu stürzen. Damit war für den Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof die Sache erledigt.⁴⁰ Aus den Stellungnahmen des Präsidenten beim Reichskriegsgericht und des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof ging deutlich hervor, daß sie an einem Prozeß gegen Svend Johannsen nicht interessiert waren. Denn bei einer Anklage wegen »Feindbegünstigung« oder »Hochverrat« hätte die nationalsozialistische Fiktion von einer »Friedensbesetzung« Dänemarks aufgegeben werden müssen. Dies blieb natürlich auch dem Kieler Oberstaatsanwalt Dr. Matz nicht verborgen, dem die Akte am 15. Juli wieder vorlag. Erschien eine gerichtliche Verfolgung in diesem Fall nach Auffassung höchster Stellen also nicht opportun, so gab es im NS-Staat ja noch eine andere Möglichkeit, um Unliebsame auszuschalten. Das wußte natürlich auch der Kieler Oberstaatsanwalt. Und unter dem Datum vom 17. Juli 1940 erließ er daher folgende Verfügung: »1.) Das Verfahren wird, auch soweit ein Vergehen gegen das Heimtückegesetz in Frage kommt, eingestellt. .. 3.) Entlassungsersuchen an das Gerichtsgefängnis Flensburg. Zusatz: Johannsen ist der Geheimen Staatspolizei zu übergeben.«⁴¹ Am 20. Juli 1940 wurden Svend Johannsen daraufhin in Flensburg abermals seine Sachen ausgehändigt. Doch als er die steile Treppe vom Gefängnistor zum Südergraben hinabgestiegen war, stand da schon wieder die grüne Minna der Gestapo. Und damit begann ein noch düstereres Kapitel.

5. Im Konzentrationslager Sachsenhausen

Die Verfügung des Kieler Oberstaatsanwalts Dr. Matz war ein Wink gewesen, der vom »Grenzpolizeikommissariat Flensburg« offenbar sofort verstanden wurde. Die Flensburger Gestapo-Außenstelle regte also den Erlaß eines »Schutzhaftbefehls« gegen Svend Johannsen an. Dabei mußte der Dienstweg über die Staatspolizeistelle Kiel eingehalten werden. Und die letzte Entscheidung blieb stets dem »Schutzhaftreferat« des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin vorbehalten.⁴² Im Falle Svend Johannsens zog sich das Verfahren mehrere Wochen lang hin. Und während dieser Zeit wurde er erneut im Flensburger Polizeigefängnis festgehalten. Am 29. August 1940 folgte dann der Abtransport nach Neumünster, und am folgenden Tag ging es weiter nach Kiel. Dort saß Svend Johannsen im Polizeigefängnis in der Blumenstraße 2 ein. Und in Kiel legte man ihm am 4. September 1940 auch den von Heydrich unterschriebenen »Schutzhaftbefehl« zur Kenntnisnahme vor, der mit seiner »oft bekundeten deutschfeindlichen Einstellung« begründet worden war. Anschließend wurde Svend Johannsen einigen jungen Ärzten vorgeführt, die über ihren SS-Uniformen weiße Kittel trugen und unablässig grinsten. Nach einem Blick auf den »Schutzhäftling« lautete ihr Befund: »Lagerfähig.«⁴³

Am 11. September 1940 ging es dann weiter ins Polizeigefängnis Hamburg-Altona und von dort neun Tage später nach Berlin. Svend Johannsen wurde hier für eine Nacht in die berüchtigten Sammelzellen im Keller des Polizeipräsidiams am Alexanderplatz eingeschlossen, die meist derart überfüllt waren, daß die Gefangenen im Stehen schlafen mußten, dabei aber wegen der Enge wenigstens nicht Umfallen konnten. Am 21. September 1940 folgte die Einlieferung in das KZ Sachsenhausen nördlich Berlins.⁴⁴ Dort kam es zur üblichen »Begrüßung« der Neuzugänge, die mit »Auf!« und »Nieder!«, »Vorwärts, marsch!« und »Stillgestanden!« über den Appellplatz gejagt und dabei mißhandelt wurden. Zwischen einem SS-Mann und Svend Johannsen entspann sich beispielsweise folgender »Dialog«: »Sieh da, da haben wir ja unseren Professor (Brillenträger wurden im SS-Jargon gern als 'Professoren' bezeichnet)! Komm doch mal hier her. Was führt Sie denn zu uns?« - »Vergehen gegen das 'Heim-tücke-gesetz'.« - »Und was haben Sie kritisiert?« - »Ich gehöre der dänischen Minderheit an und habe die Besetzung Dänemarks kritisiert.« - »Aha, Sie meinen also wirklich, daß Sie es sich erlauben können, die Anordnungen unserer Regierung zu kritisieren?« - Keine Antwort. - »Komm doch mal ein wenig näher.« - Einen Schritt vor, keine Antwort. - (Zu den Umstehenden:) »Er kann ja nicht einmal etwas sagen vor lauter Angst.« Im selben Moment schlug der SS-Mann Svend Johannsen mit der Faust ins Gesicht, so daß er rückwärts zu Boden ging und mit aufgeplatzter Unterlippe seine kaputte Brille einsammeln mußte. Glücklicher-

weise ließ der SS-Mann dann von ihm ab.⁴⁵ Nach der Registrierung und dem Einkleiden fragte plötzlich jemand: »Er Svend Johannsen her?« Es war der dänischgesinnte Flensburger Kommunist Martin Schieler, der schon viele Jahre im Konzentrationslager verbracht hatte und sich in der Folgezeit seines Landsmanns besonders annahm. Schieler zählte zur illegalen Lagerorganisation, an deren Spitze der Hamburger Kesselschmied und »Lagerälteste« Harry Naujoks stand.⁴⁶ Aus Svend Johannsen wurde nun der Schutzhäftling 33032, der mit einem roten Dreieck als politischer Gefangener gekennzeichnet und im »Block 48« untergebracht wurde. Der dortige Schlafsaal bot Platz für 100 Häftlinge, wurde aber schon 1940 mit 300 Gefangenen belegt, wobei sich jeweils zwei Mann eine Decke teilen mußten. Zum »Frühstück« gab es allmorgentlich ein schwer definierbares braunes Getränk, während Brot nur bei den Abendmahlzeiten ausgegeben und meist umgehend verschlungen wurde. Das Mittagessen bestand aus einer dünnen Gemüsesuppe und manchmal aus Pellkartoffeln, wobei die Portionen nie ausreichten. Der Tag begann mit dem Wecken um 5.00 h und dem Lagerappell um 6.00 h, zu dem alle 30000 Häftlinge antreten mußten. Anschließend rückten die Arbeitskommandos aus. Abends fand erneut ein Appell statt. Stimmt die Gefangenenzahl dann nicht, mußte das ganze Lager die Nacht hindurch stehenbleiben. In den Wintermonaten erfroren dabei wiederholt Dutzende von Häftlingen.

Svend Johannsen war verschiedenen »Arbeitskommandos« zugeteilt. Zunächst mußte er außerhalb des Lagers Steine schleppen. Es folgte die »Aktion Beutewagen«, bei der französische Gespanne aus dem Krieg 1870/1871 vom Bahnhof Oranienburg in ein Waldstück zu ziehen waren. Der Weg zur Arbeit führte oft durch die SS-Siedlung - und »da standen dann unsere brutalen Plagegeister in voller Uniform mit ihren Frauen und Kindern im Vorgarten, bisweilen mit einem Säugling auf dem Arm. Man traute kaum seinen eigenen Augen«, bemerkte Svend Johannsen dazu in seiner Autobiographie.⁴⁷ Kurz darauf wurde er »Schuhläufer«, das heißt er mußte Soldatenstiefel aus verschiedenen Materialien testen, indem er den ganzen Tag mit ihnen um den Appellplatz lief. Dazu war eigens eine »Teststrecke« mit wechselndem Untergrund (Asphalt, Sand, Kies, etc.) angelegt worden. Anschließend wurde Svend Johannsen einem Kommando zugeteilt, das mit Bauarbeiten an einem Flugplatz für die Heinkel-Werke beschäftigt war. Dabei handelte es sich um schwere Erdarbeiten, denen er sich schon Ende 1940 kaum noch gewachsen zeigte. Im Februar 1941 führte dann eine Grippe zu Komplikationen, und Svend Johannsen wurde in das »Revier«, den Krankenbau des Konzentrationslagers, eingewiesen. Sein Arbeitseinsatzführer bemerkte dazu: »Hoffentlich sterben Sie wenigstens schnell!«⁴⁸

Tatsächlich verlor er bald nach der Einlieferung ins »Revier« bei hohem Fieber für mehrere Tage die Besinnung. Martin Schieler tat alles, um ihm über die illegale Lagerorganisation zu helfen. Svend Johannsen wurde in einen sauberen und hellen Raum mit Einzelbetten verlegt. Aber der Gesundheitszustand verschlechterte sich noch: Sein Gelenkrheumatismus hatte ihn wieder eingeholt. Er galt nun als »schornsteinreif«, wie es in der Lagersprache hieß, und niemand rechnete mehr damit, daß er den »Krepiersaal« lebend verlassen würde. Trotzdem besserte sich der Gesundheitszustand wieder, nachdem das Leben auf des Messers Schneide gestanden hatte. Anfang April 1941 kehrte Svend Johannsen in den Block 48 zurück und wurde zunächst für den Stubendienst eingeteilt. Anschließend sorgte die illegale Lagerorganisation dafür, daß er auf dem »Industriehof« als Schreibkraft Verwendung fand. In der dortigen Möbeltischlerei war Svend Johannsen nun mit Abrechnungen befaßt, wobei eine Hausbar für Heinrich Himmler zu den prominentesten Stücken zählte, die er - natürlich ohne Berechnung - zu expedieren hatte. Im August 1941 kam es vorübergehend zu einer Sperrung des »Industriehofs«, als bei der sogenannten »Russen- Aktion« 1100 sowjetische Kriegsgefangene binnen 48 Stunden erschossen wurden. Svend Johannsen verfolgte das Geschehen vom Hauptlager aus.⁴⁹ Am 16. September 1941 geschah dann etwas unerwartetes. Svend Johannsen wurde zum Lagerkommandanten SS-Oberführer Hans Loritz gerufen, der ihm seine bevorstehende Entlassung mitteilte und ihn anschließend ermahnte, in Zukunft keine »Greuelmärchen« über das KZ Sachsenhausen zu verbreiten. Noch am gleichen Tag konnte Svend Johannsen das Lager verlassen. Er wandte sich darauf an seine Studienkameraden Helge und Lis Blauenfeldt, die als Pastorenehepaar die dänische Gemeinde in Berlin betreuten.⁵⁰ Im alten Gemeindehaus in der Kreuzberger Stresemannstraße unweit des Anhalter Bahnhofs wurde der entlassene KZ-Häftling mit Jubel empfangen. Zum ersten Mal seit zwölf Monaten aß Svend Johannsen hier wieder mit Messer und Gabel und hatte ein richtiges Bett für sich alleine. Jacob Kronika kabelte die erfreuliche Nachricht sofort an »Flensburg Avis«. Am folgenden Tag ging es dann zurück nach Kiel, wo Svend Johannsen sich bei der Staatspolizeistelle in der Düppelstraße 22 melden mußte. Hier wurde ihm mitgeteilt, daß er sich sofort nach Schleswig zu begeben hätte und die Stadt ohne besondere Erlaubnis nicht verlassen dürfe. Außerdem sollte er sich fortan täglich auf der Polizeiwache melden. Schließlich wurde ihm ein Schriftstück vorgelegt, in dem es hieß, daß er in Zukunft all seine Kraft zur Verbreitung und Festigung des Nationalsozialismus einsetzen werde. Als Svend Johannsen hier der Unterzeichnung zögerte, wurde er ganz ruhig gefragt: »Wollen Sie etwa ins Lager zurück?« Daraufhin unterschrieb er sofort.⁵¹ Kurze Zeit später übernahm Svend Johannsen wieder die Leitung der Ansgar

Skole. Im Dezember 1941 kehrte auch seine Frau mit den Kindern aus Dänemark nach Schleswig zurück. Die jüngste Tochter, die während der KZ-Haft geboren wurde, sah nun zum ersten Mal ihren Vater. Und doch war nicht mehr alles wie zuvor. Denn noch 1941 wurde bei einer ärztlichen Untersuchung festgestellt, daß der schwere Anfall von Gelenkrheumatismus im Konzentrationslager zu einer Deformation der Herzklappen bei Svend Johannsen geführt hatte. Eine um 30 Prozent verminderte Erwerbsfähigkeit war die Folge. Welche Folgen die Lagerhaft für Svend Johannsen darüber hinaus hatte, ist unbekannt. Fest steht aber, daß viele überlebende Häftlinge deutscher Konzentrationslager mit physischen und psychischen Spätfolgen zu kämpfen hatten und haben. Sie waren und sind für ihr Leben gezeichnet.⁵²

6. *Schleswig-holsteinische Gerechtigkeit*

Nach der Befreiung von der NS-Herrschaft fungierte Svend Johannsen bis 1948 als stellvertretender Bürgermeister in Schleswig. Den Posten des Bürgermeisters nahm in dieser Zeit Hermann Clausen ein, der vor 1945 der SPD angehört hatte und sich nun dem SSW anschloß. Bis 1964 gehörte Svend Johannsen darüber hinaus als SSW-Abgeordneter dem Schleswiger Kreistag und der Schleswiger Stadtverordnetenversammlung an. Im Alter von 61 Jahren legte er dann alle politischen Ämter nieder. Schon in den 30er Jahren hatte Svend Johannsen sich nämlich wegen seines Ärgers über die alten Herren in der Flensburger Minderheiten-Führung vorgenommen, rechtzeitig von der öffentlichen Bühne abzutreten. Bis 1964 amtierte er als Rektor der Ansgar Skole und nahm bis 1971 die gleiche Funktion an der Hjort Lorenzen Skole in Schleswig ein. Als er aus dem Dienst schied, war nach 38 Jahren aus der kleinen Ansgar Skole mit ihren ursprünglich knapp 30 Schülern ein blühendes dänisches Schulsystem mit Hunderten von Kindern in und um Schleswig geworden. Der Einsatz des »Missionars« hatte sich also gelohnt - auch wenn dabei natürlich die verstärkte Hinwendung zur dänischen Minderheit und ihren Schulen in den ersten Jahren nach 1945 berücksichtigt werden muß.

Weniger erfolgreich war Svend Johannsen hingegen bei seinem Kampf um die Anerkennung der ihm durch die nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen zugefügten Schäden an Gesundheit, Freiheit und Berufsausübung. Zwar bestätigte ihm der »Sonderhilfsausschuß« des Kreises Schleswig am 1. Juli 1950 auf Anfrage sofort, daß er als »Opfer des Nationalsozialismus« anerkannt sei. Und nach dem Landesgesetz über die Haftentschädigung vom 4. 7. 1949, das die sozialdemokratische Landesregierung unter Hermann Lüdemann durchgesetzt hatte, wurde ihm auch eine Entschädigung von fünf DM pro Hafttag, also eine Gesamtsumme von 2250 DM, gewährt.⁵³ Doch als Svend Johannsen am 29. 9.

1954 einen weitergehenden Antrag auf Leistungen nach dem Bundesentschädigungsgesetz stellte, wehte der Wind in Schleswig-Holstein aus einer anderen Richtung. Denn nun regierte in Kiel eine Koalition aus CDU, BHE und FDP, die eine Politik der »Renazifizierung« betrieb. So wurde der langjährige Leiter des Kieler Entschädigungsamtes, der selbst zum Kreis der NS-Verfolgten zählte, Anfang 1957 durch ein ehemaliges NSDAP-Mitglied abgelöst, das als Kriegsrichter und Staatsanwalt Karriere gemacht hatte. Die Höhe der in Schleswig-Holstein gewährten Leistungen lag mit durchschnittlich 4500 DM weit unter dem Bundesdurchschnitt von 13700 DM. Und während in Berlin 85 Prozent der besonders wichtigen Anträge Verfolgter auf Grund von Gesundheitsschäden anerkannt wurden, waren es in Schleswig-Holstein nur 46 Prozent.⁵⁴

Vor diesem Hintergrund mußte Svend Johannsen zunächst einmal viereinhalb Jahre warten, bis er überhaupt eine Nachricht auf seinen Antrag hin erhielt. Dann wurde ihm am 27. 2.1959 ein ablehnender Bescheid des Kieler Entschädigungsamtes zugestellt. Darin hieß es, er sei »nicht aus Gründen politischer Gegnerschaft inhaftiert worden, sondern weil er sich führend für die dänische Minderheit betätigt und die Besetzung Dänemarks durch deutsche Truppen in einem Brief an seine Frau scharf mißbilligt« habe. Und: »Derartige Verfolgungsmaßnahmen aus Gründen der Nationalität fallen nicht unter die Vorschriften des § 1 BEG.«⁵⁵ Mit derselben Argumentation verweigerten bundesdeutsche Behörden und Gerichte auch Polen bis heute jede Entschädigung. Wider alle gesicherte historische Erkenntnis wurde schlichtweg behauptet, die nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen gegen Polen und Dänen hätten nicht auf politischen Gründen basiert, sondern seien aus Gründen der Nationalzugehörigkeit erfolgt. Im Fall Svend Johannsens war dies deshalb noch besonders unsinnig, weil er seine deutsche Staatsbürgerschaft ja nie aufgegeben hatte.

Dabei muß hinsichtlich der ganzen Entschädigungs-Gesetzgebung auch berücksichtigt werden, daß sie im Vergleich zu den allgemeinen Vorschriften über den Schadenersatz eine Verschlechterung der Rechtsposition der Verfolgten zur Folge hatte. Denn die Bundesrepublik betrachtete sich ja - nach einer zumindest sehr unglücklichen Formulierung - als »Rechtsnachfolgerin« des »Dritten Reiches«. Diese Ableitung ist zwar Völker- und staatsrechtlich sehr zweifelhaft, wird aber bis heute - etwa von der derzeitigen Bundesregierung - vehement vertreten. Wenn die Bundesrepublik aber tatsächlich in alle Rechte und Pflichten des untergegangenen Hitler-Reiches eingetreten ist, dann muß sie auch für sämtliche Folgekosten der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft einstehen. Und nach den Vorschriften über den Schadenersatz ist dabei sowohl zivil- (§ 823 i.

V. m. § 826 BGB), als auch öffentlich-rechtlich (§ 839 i. V. m. Art. 34 GG) in voller Höhe zu haften. Rechtstechnisch wurden diese Vorschriften aber durch die in den 50er Jahren geschaffenen Spezialgesetze zur Regelung der Entschädigung verdrängt, so daß nicht nur der Haftungsumfang gegenüber NS-Opfern beschränkt, sondern auch eine Reihe von Verfolgengruppen vollkommen von den Leistungen ausgeschlossen werden konnten. Svend Johannsen bemerkte dazu in einem Schreiben vom 28. 8.1959, die Entschädigungspraxis laufe darauf hinaus, »daß es außer den Männern des 20. Juli keine politischen Gegner des Nationalsozialismus gegeben hat.⁵⁶

Mit Unterstützung des Dansk Generalsekretariat for Sydslesvig wurde daher gegen den Bescheid des Kieler Entschädigungsamtes Klage erhoben. Svend Johannsen ließ sich dabei vom Rechtsanwalt und Notar Dr. Hamann aus Oldenburg in Oldenburg vertreten. Beim ersten Verhandlungstermin am 14. 1. 1960 wurde vor der 3. Entschädigungskammer des Landgerichts Kiel ein Vergleich ausgehandelt, der eine Zahlung von 1 050 DM an Svend Johannsen für die ihm zwischen August 1940 und Oktober 1941 entgangenen Bezüge als Schulleiter vorsah. Die Anwaltskosten sollten gegeneinander aufgehoben und die Prozeßkosten geteilt werden. Doch sowohl Svend Johannsen, als auch das Entschädigungsamt widerriefen den Vergleich. Auch ein zweiter Vergleich über die Zahlung von 1500 DM wurde widerrufen, denn das Dansk Generalsekretariat und Svend Johannsen wollten nun eine Grundsatzentscheidung hinsichtlich von Verfolgungsmaßnahmen gegen Angehörige der dänischen Minderheit herbeiführen.

Am 22. 1. 1961 erging darauf ein höchst bemerkenswertes Urteil der 3. Entschädigungskammer des Landgerichts Kiel, in dem es hieß: »Es hat sich nicht feststellen lassen, daß Gründe politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus ursächlich oder wesentlich mitursächlich für die Verhaftung des Klägers waren.« Mit einer gerade vierseitigen und in sich unschlüssigen Begründung wurden alle Ansprüche Svend Johannsens abgewiesen. So führte das Gericht zunächst aus, die Voraussetzungen des § 1 BEG lägen nicht vor, da »der Kläger ... dänischer Volkstumsangehöriger« sei und »als nationaler Gegner des Nationalsozialismus« verfolgt worden wäre. Anschließend hieß es in dem Urteil der Entschädigungskammer jedoch, daß »nach Überzeugung des Gerichts die Zugehörigkeit des Klägers zur dänischen Minderheit keine Rolle bei den gegen ihn ergriffenen Maßnahmen gespielt habe.« Abgesehen von derart eklatanten Widersprüchen ignorierte es die Kammer, daß Svend Johannsen ja schon 1936 eine politische »Verwarnung« bei der Regierung in Schleswig zu Teil geworden war. Und schließlich setzten die Kieler Richter sich auch über die Tatsache, daß Svend Johannsen im KZ Sachsenhausen den roten Winkel der politischen Häft-

linge getragen hatte, mit der lapidaren Bemerkung hinweg, » ... die Kennzeichen wurden oft willkürlich angebracht.«⁵⁷

Gegen dieses Urteil der 3. Entschädigungskammer des Landgerichts Kiel wurde sofort Berufung eingelegt. Doch auch die Richter des Schleswig-Holsteinischen Oberlandesgerichts signalisierten schon bald, daß sie nicht bereit waren, die politische Verfolgung Svend Johannsens auf Grund seiner dänischen Gesinnung anzuerkennen. In einer Reihe ähnlicher Verfahren hatte das höchste schleswig-holsteinische Gericht bereits zuvor gegen Verfolgte des NS-Regimes entschieden. Dabei ist auch zu berücksichtigen, daß viele Richter des Oberlandesgerichts vor 1945 selbst als Sonder-,SS- oder Kriegsrichter, bzw. als Mitarbeiter des Reichsjustizministeriums, der NSDAP-Parteikanzlei oder der Verwaltungen in den besetzten Gebieten an Maßnahmen des nationalsozialistischen Unrechtsstaates beteiligt waren und ihre zweite Karriere der »Renazifizierung« in Schleswig-Holstein während der 50er Jahre verdankten. Vor diesem Hintergrund standen die Chancen im Berufungsverfahren Svend Johannsens von vornherein schlecht. Und daher wurde am 1.11.1961 schließlich doch einem Vergleich zugestimmt, der eine einmalige Zahlung des Entschädigungsamtes in Höhe von 1800 DM an den Kläger vorsah. Nach Begleichung seiner Anwaltskosten blieben Svend Johannsen davon noch rund 400 DM.⁵⁸ Ganz anders wurde dagegen von den schleswig-holsteinischen Behörden mit Hitlers zeitweiligem Justizminister Professor Dr. Franz Schlegelberger verfahren, dessen Justizorgane ja 1940 für die Auslieferung Svend Johannsens an die Gestapo gesorgt hatten. Schlegelberger war am 4. 12.1947 vom amerikanischen Militärgerichtshof Nr. III in Nürnberg wegen der von ihm verübten Justizverbrechen zu lebenslanger Haft verurteilt worden, wurde aber schon 1950 »vorläufig« entlassen. Er wandte sich nach Flensburg, konnte dort seine Entnazifizierung im Schnellgang erreichen und galt fortan als »Unbelasteter«. Daraufhin sprachen ihm die schleswig-holsteinischen Behörden schon 1951 eine Pensionszahlung für die Haftzeit in Höhe von über 100000 DM zu. Darüber hinaus gewährte das Land Schleswig-Holstein dem »Staatssekretär a. D.« bis 1959 eine monatliche Pension von zuletzt rund 2894 DM.⁵⁹ Nachdem die Zahlungen vorübergehend reduziert worden waren, sprach das Schleswiger Verwaltungsgericht Schlegelberger noch 1960 wieder seine volle Pension zu. Dabei wies auch das Schleswig-Holsteinische Verwaltungsgericht in den 50er Jahren und 60er Jahren eine hohe Konzentration von ehemaligen Funktionsträgern des NS- Regimes aus, zu denen beispielsweise Eichmanns Referent für die Deportation der Juden aus Belgien und Nordfrankreich, der letzte Chef der Gestapostelle Magdeburg, ein Mitarbeiter aus Hitlers Privatkanzlei und der Freisler-Beisitzer am Volksgerichtshof, Hans-Joachim Rehse, zählten. Erst das Lüneburger Oberverwaltungs-

gericht und schließlich das Bundesverwaltungsgericht in Berlin stoppten die Pensionszahlungen an Schlegelberger.⁶⁰ Die vom Land Schleswig- Holstein bis dahin gewährten Bezüge einschließlich der Pensionsnachzahlung für die Haftzeit konnten jedoch nicht mehr zurückgefordert werden.

Svend Johannsen aber durfte keine weitergehende Entschädigung erhalten und wurde nicht als politisch Verfolgter anerkannt. Denn er gehörte ja nur der dänischen Minderheit an. Erst Ende der 80er Jahre wurde die Problematik der Entschädigung von NS-Opfern in Schleswig-Holstein erneut aufgegriffen. Den zahllosen Interventionen Karl Otto Meyers (SSW) zu Gunsten von NS-Opfern blieb unter der ersten sozialdemokratischen Landesregierung seit 1950 der Erfolg nicht länger versagt. Sozialminister Günther Jansen (SPD) handelte schnell, und bereits Ende 1988 wurde in Schleswig-Holstein als erstem Flächenland der Bundesrepublik ein Härtefonds für NS-Opfer errichtet. Doch für Svend Johannsen kam auch der neue Fonds zehn Jahre zu spät. Der überlebende KZ-Häftling, dem schleswig-holsteinische Richter und Bürokraten den Status eines politischen Verfolgten abgesprochen hatten, starb 1978 im Alter von 75 Jahren. Sein Fall ist damit auch ein kleines Lehrstück in schleswig-holsteinischer Gerechtigkeit während der ersten Nachkriegs-Jahrzehnte.

ANMERKUNGEN

- 28 Siehe Johannsen, For alt hvad du har kært (wie Anm. 8), S. 159 f.
- 29 Ermittlungsakte gegen Svend Johannsen, in: LAS, Abt. 358/Nr. 1335, Bl. 3-8, Zitat S. 6. § 91 b Abs. 1 RStGB lautete: »Wer im Inland oder als Deutscher im Ausland es unternimmt, während eines Krieges gegen das Reich oder in Beziehung auf einen drohenden Krieg der feindlichen Macht Vorschub zu leisten oder der Kriegsmacht des Reichs oder seiner Bundesgenossen einen Nachteil zuzufügen, wird mit dem Tode oder mit lebenslangem Zuchthaus bestraft.«
- 30 Vgl. Johannsen, For alt hvad du har kært (wie Anm. 8), S. 164.
- 31 Ermittlungsakte gegen Svend Johannsen, in: LAS, Abt. 358/Nr. 1335, Bl. 9.
- 32 Siehe Johannsen, For alt hvad du har kært (wie Anm. 8). S. 166.
- 33 § 1 Abs. 1 des »Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutze der Parteiuniformen« vom 20. 12. 1934 (Reichsgesetzblatt, Teil I - im folgenden: RGBI. I. S. 1269) lautete: »Wer vorsätzlich eine unwahre oder gröblich entstellende Behauptung tatsächlicher Art aufstellt oder verbreitet, die geeignet ist, das Wohl des Reiches oder das Ansehen der Reichsregierung oder das der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei oder ihrer Gliederungen schwer zu schädigen, wird, soweit nicht nach anderen Vorschriften eine schwerere Strafe angedroht ist, mit Gefängnis bis zu zwei Jahren und, wenn er die Behauptung öffentlich aufstellt oder

verbreitet, mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft.«

- 34 Vgl. auch zum folgenden Johannsen, For alt hvad du har kært (wie Anm. 8), S. 164-192.
- 35 Die dänische Fassung des Gedichts war im »Gefängnistagebuch« Svend Johannsens enthalten. Das »Gefängnistagebuch« wurde erstmals als Serie in »Flensborg Avis« vom 19. 10. bis 13.11. 1974 und dann auch in der Autobiographie »For alt hvad du har kært« (wie Anm. 8), S. 167 f., veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung findet sich in: Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig (DCB), Private personarkiver: Svend Johannsen, Nr. 11: Erindringsmanuskripter m. v.. An dieser Stelle sei den Mitarbeitern der Dansk Centralbibliotek und insbesondere Herrn Archivar Lars Hennigsen sehr gedankt. Der Nachlaß Svend Johannsen wurde, obwohl er erst vor kurzem sichergestellt und verzeichnet werden konnte, in sehr entgegenkommender Weise zugänglich gemacht.
- 36 Der Flensburger Rechtsanwalt und Notar Christian Ravn erregte während der NS-Herrschaft mehrfach das Mißfallen seiner deutschen Standesgenossen. So wurde 1941 darüber Beschwerde geführt, daß er Briefbögen mit der dänischen Aufschrift »Advokat og Notar« und der dänischen Ortsbezeichnung »Flensborg« verwandte. Die Kieler Rechtsanwaltskammer regte mit Schreiben vom 23. 7. 1941 an, ihm dies zu untersagen. Das Reichsjustizministerium leitete daraufhin eine umfängliche Prüfung ein, die sich mitten im Krieg durch die Einholung von Stellungnahmen des Reichsinnenministeriums, des Auswärtigen Amtes und verschiedener Justizbehörden bis April 1943 hinzog. Dabei wurde Ravn in Vermerken des Reichsjustizministeriums als »fanatischer Däne« und die Verwendung der Ortsbezeichnung »Flensborg« als »höchst unerwünscht« bezeichnet. Dennoch konnte sich das Reichsjustizministerium mit Rücksicht auf die deutschen Anwälte in Nordschleswig, die ganz selbstverständlich deutsche Berufs- und Ortsbezeichnungen verwendeten, nicht zu einem Verbot der Verwendung dänischer Briefbögen gegenüber Ravn entschließen, sondern ordnete an, »nach Beendigung des Krieges erneut zu berichten«, siehe: Bundesarchiv (BA), Bestand R 22 (Reichsjustizministerium), Akte 261, Bl. 2-48.
- 37 Gotthard Hackenberg war 1904 geboren, legte 1927 die erste und 1931 die zweite juristische Staatsprüfung ab, war dann Hilfsarbeiter bei der Generalstaatsanwaltschaft Breslau, trat 1933 der NSDAP bei und wurde 1936 zum Staatsanwalt in Dessau ernannt, von wo er nach Kiel kam. Er wurde politisch als »zuverlässig« beurteilt. Noch 1944 erfolgte seine Einberufung zur Wehrmacht. Hackenberg hat das Kriegsende wahrscheinlich nicht überlebt, jedenfalls ist er nicht wieder in den Justizdienst der Bundesrepublik gelangt, siehe: BA R 22/Personalakte Dr. Gotthard Hackenberg.
- 38 Nach § 2 Nr. 4 e der am 26. 8.1939 bekanntgemachten Kriegsstrafverfahrensordnung vom 17. 8.1938 (RGBl. I, S. 1457) konnte der Präsident des Reichskriegsgerichts Hoch- und Landesverratsverfahren an sich ziehen, wenn er der Auffassung war, »daß besondere militärische Belange die Aburteilung durch das Reichskriegsgericht erfordern.«
- 39 Vgl. Manfred Messerschmidt/Fritz Wüllner, Die Wehrmachtjustiz im Dienste des Nationalsozialismus. Zerstörung einer Legende, Baden-Baden 1987. Bislang fehlt es an einer empirischen Studie zur Organisationsgeschichte und Rechtsprechung des

Reichskriegsgerichts. Dies hängt auch mit der schwierigen Quellenlage zusammen, da das Gericht seine Akten im Frühjahr 1945 in Torgau an der Elbe selbst vernichtet hat. Es finden sich daher nur noch verstreute Aktenbestände des Reichskriegsgerichts in der Deutschen Dienststelle (WAST) in Berlin, der Zentralnachweisstelle des Bundesarchivs in Aachen-Kornelimünster sowie den Archiven der DDR, Österreichs und der Tschechoslowakei.

- 40 Ermittlungsakte gegen Svend Johannsen, in: LAS, Abt. 358/Nr. 1335, Bl. 24-28.
- 41 Ebenda, Bl. 32.
- 42 Vgl. hierzu Johannes Tucheit, Zentrale des Terrors. Prinz-Albrecht-Straße 8: Hauptquartier der Gestapo, Berlin 1987, insb. S. 118-125.
- 43 Siehe Svend Johannsen, For alt hvad du har kært (wie Anm. 8), S. 192-200.
- 44 Ebenda, S. 200-202. Die Geschichte des Konzentrationslagers Sachsenhausen bildet immer noch ein Desiderat der Forschung. Insbesondere die DDR-offiziöse Schrift Sachsenhausen. Dokumente, Aussagen, Forschungsergebnisse und Erlebnisberichte über das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen, hrsg. von einem Autorenkollektiv, 3. Aufl., Berlin (Ost) 1981, und die Broschüre von Gerhard Finn, Sachsenhausen 1936-1950. Geschichte eines Lagers, Bonn 1985, enthalten zahlreiche Fehler und schwerwiegende Mängel in der Darstellung. Auch die Broschüre von Rainer Kühn, Konzentrationslager Sachsenhausen, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildungsarbeit Berlin, Berlin 1989, ist nicht fehlerfrei. Als wichtigste Quellen zur Lagergeschichte sind daher immer noch anzusprechen: Todeslager Sachsenhausen. Ein Dokumentarbericht zum Sachsenhausen Prozeß, zusammengestellt von Fritz Sigl. Berlin (Ost) 1948; Urteil des Landgerichts Köln gegen Kaiser u. a., in: Justiz und NS- Verbrechen. Sammlung deutscher Strafverfahren wegen nationalsozialistischer Tötungsverbrechen, bearbeitet von Adelheit L. Rüter-Ehlermann und C. F. Rüter, Bd. 21, Amsterdam 1979, S. 64-159 (»Amsterdamer Sammlung«, Lfd.-Nr. 591). Hinsichtlich der Frühgeschichte und Errichtung des Lagers siehe jetzt die wichtige Untersuchung von Johannes Tucheit, Die »Inspektion der Konzentrationslager« 1934-1938. Vorgeschichte, Struktur und Funktion einer Organisation im nationalsozialistischen Herrschaftsapparat, Diss. phil. FU Berlin 1989 (Maschinenschrift). Die Arbeit erscheint in nächster Zeit in der Schriftenreihe des Bundesarchivs.
- 45 Siehe Svend Johannsen, For alt hvad du har kært (wie Anm. 8), S. 204.
- 46 Vgl. Harry Naujoks, Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936-1942. Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten, Köln 1987.
- 47 Siehe Svend Johannsen, For alt hvad du har kært (wie Anm. 8), S. 207-240, Zitat S. 217.
- 48 Ebenda, S. 229.
- 49 Ebenda, S. 237 f.
- 50 Zur Geschichte der dänischen Gemeinde in Berlin siehe: Lis Blauenfeldt, Den Danske menighed i Berlin 1905-1943, o. O. und o. J. (ca. 1975, Maschinenschrift, 105 S.); Vor kirke i Berlin, bearbeitet von Eskild Rousing Kraglund, o. O. 1987.
- 51 Vgl. Svend Johannsen, For alt hvad du har kært (wie Anm. 8), S. 242.
- 52 Siehe hierzu nur: Paul Thygesen, Famine Disease in German Concentration Camps. Complications and Sequels, with special reference to Tuberculosis, Mental Disorders

- and Social Consequenccs, Copenhagen 1952; P. Thygesen/K. Hermann/R. Willanger, Concentration camp survivors in Denmark. Persecution. Disease. Disability. Compensation. A survey of the long-term effects of severe environmental stress, in: Danish Medical Bulletin, Nr. 17/1970, S. 65-108; William G. Niederland, Folgen der Verfolgung: Das Überlebenden-Syndrom: Seelenmord, Frankfurt 1980.
- 53 DCB, Private personarkiver: Svend Johannsen, Nr. 8 - Privat korrespondance II (Unterlagen über die Verfahren wegen Entschädigung).
- 54 Vgl. hierzu die Antwort der Landesregierung auf die Große Anfrage der Fraktion der SPD betr. Rechtsextremismus in Schleswig-Holstein vom 6. 12. 1989, in: Drucksachen des Schleswig-Holsteinischen Landtages, 12. Wahlperiode, Nr. 608, S. 5-48, insb. S. 23. Zur Entschädigung von NS-Opfern siehe generell: Kurl R. Grossmann, »Die Ehrenschild«. Kurzgeschichte der Wiedergutmachung, Frankfurt/Berlin 1967; Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts durch die Bundesrepublik Deutschland, hrsg. vom Bundesminister der Finanzen in Zusammenarbeit mit Walter Schwarz, 7 Bde., München 1974 ff; Christian Pross, Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer, Frankfurt/M. 1988; Klaus Bästlein, Was ist ein Menschenleben wert? Zur Praxis der Entschädigung jüdischer NS-Opfer aus Berlin-Neukölln nach 1945, in: Zehn Brüder waren wir gewesen... Spuren jüdischen Lebens in Berlin-Neukölln, hrsg. von Dorothea Kolland, Berlin 1988, S. 443-466; Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. von Ludolf Herbst und Constantin Goschler, München 1989.
- 55 Siehe DCB, Private personarkiver: Svend Johannsen, Nr. 8 - Privat korrespondance II (Unterlagen über die Verfahren wegen Entschädigung). § 1 Abs. 1 des Bundesentschädigungsgesetzes i. d. F. vom 29. 6. 1956 (Bundesgesetzblatt, Teil I, S. 562) lautet: »Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung ist, wer aus Gründen politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus oder aus Gründen der Rasse, des Glaubens oder der Weltanschauung durch nationalsozialistische Gewaltmaßnahmen verfolgt worden ist und hierdurch Schaden an Leben, Körper, Gesundheit, Freiheit, Eigentum, Vermögen, in seinem beruflichen oder in seinem wirtschaftlichen Fortkommen erlitten hat (Verfolgter).«
- 56 DCB, Private personarkiver: Svend Johannsen, Nr. 8 - Privat korrespondance II (Unterlagen über die Verfahren wegen Entschädigung).
- 57 Ebenda.
- 58 Mündliche Auskunft des Dansk Generalsekretariat for Sydslesvig, Flensburg, vom 9. 3. 1990 an den Verfasser.
- 59 siehe hierzu: Das Nürnberger Juristenurteil (vollständiger Text), hrsg. vom Zentraljustizamt für die Britische Zone, Hamburg 1948 (ein Exemplar der »nur für den internen Gebrauch« bestimmten Veröffentlichung findet sich in der Bibliothek des Staatsarchivs Hamburg, Sig. 6 12 e/56); Heribert Ostendorf/Heino ter Veen, Das »Nürnberger Juristenurteil«. Eine kommentierte Dokumentation, Frankfurt/New York 1985, insb. S. 33.
- 60 Zu den Pensionszahlungen an Schlegelberger und den entsprechenden Prozessen siehe: DER SPIEGEL, Nr. 47/62 vom 21.11.1962, S. 96-98; Nr. 18/63 vom 2. 5. 1963, S. 33 f. Vgl. auch: Frankfurter Rundschau vom 3. 12. 1960 - Dokumentation »Schles-

wig-Holstein meerumschlungen - deutscher Sitte hohe Wacht. Die braune Chronik aus dem Amtsbereich des Ministerpräsidenten Kai-Uwe von Hassel«.

Ragnvald Blix

*Politische Karikaturen von der Kaiserzeit zur Ära Adenauer**

Im Jahre 1896 kamen in München zwei satirische Wochenblätter auf den Markt, die der deutschen politischen Karikatur für zwei Jahrzehnte Weltgeltung verschaffen sollten. Das eine Blatt, die »Jugend« vertrat über den Bereich der Satire hinaus auch rein künstlerische Zielsetzungen und gab einer ganzen Kunstrichtung, dem »Jugendstil«, den Namen. Um das zweite Blatt, den »Simplicissimus«, scharte sich alles, was antiwilhelminisch, kämpferisch, liberal und sozial gesinnt war. Ludwig Thoma und Frank Wedekind gehörten zu den Eckpfeilern des literarischen Teils, Thomas Theodor Heine, Eduard Thöny, Rudolf Wilkie, Karl Arnold und Olaf Gulbransson zählten zu den bekanntesten Zeichnern. Gelegentlich lieferten auch Ernst Barlach, Käthe Kollwitz oder Heinrich Zille Entwürfe.

Der preußische Obrigkeitsstaat, Militarismus, Bürokratie, Standesdünkel und eine verlogene bürgerliche Moral waren die bevorzugten Themen aller Mitarbeiter. Die Auflage stieg schnell: 1897 waren es 15000 Exemplare, 1904 schon 85000. Auseinandersetzungen mit der Zensur und dem Staatsanwalt, Gerichtsverhandlungen, Geld- und Haftstrafen erhöhten ständig die Popularität des »Simplicissimus«.

Nach etwa zehn Jahren machte sich indes eine gewisse Stagnation bemerkbar, es gab redaktionelle Umwandlungen und personelle Verluste. Neue Zeichner mit neuen Ideen waren dringend erwünscht. Der Norweger Olaf Gulbransson, der 1902 nach Deutschland gekommen war, um sich dem »Simplicissimus« anzuschließen, hält sich in seinen Erinnerungen zugute: 1908 habe er Ragnvald Blix nach München »gelockt«, wo er zehn Jahre ein fester Mitarbeiter des »Simplicissimus« war.¹⁾

Wer war nun dieser Ragnvald Blix, der zusammen mit Karl Arnold den »Simplicissimus« wieder auf Trab brachte? 1882 in Christiania, dem heutigen Oslo, geboren und in gutbürgerlichem Milieu aufgewachsen (der Vater war Professor für Hebräisch und Kirchenminister in einer konservativen Regierung), zeigte der junge Blix schon während der Schulzeit, daß ihm nichts heilig war.

Nach dem Abitur legte er dem 10 Jahre älteren Olaf Gulbransson erste Zeich-

* Einführungsvortrag im Städtischen Museum Flensburg anlässlich der Eröffnung einer Ausstellung, die vom 29. April bis zum 4. Juni 1990 in Flensburg gezeigt wurde. Zur Ausstellung ist ein reich illustrierter Katalog erschienen.

nungen vor, und dieser ermunterte ihn, die Laufbahn eines Karikaturisten einzuschlagen. Als Gulbransson 1902 nach München ging, trat Blix mit 19 Jahren dessen Nachfolge bei dem norwegischen Witzblatt »Tyrhans« an. Trotz dieser Stellung, die ihn vom Elternhaus wirtschaftlich unabhängig machte, fühlte er sich in Norwegen künstlerisch isoliert. Eine Erbschaft ermöglichte es ihm schließlich, in Europa umherzureisen. In Paris veröffentlichten angesehenere Zeitungen seine Zeichnungen. Erstes Aufsehen erregte er, als er 1905 und 1906 in Paris Karikaturen der Hauptwerke des Louvre lieferte. Seine Paraphrase auf Leonardos »Mona Lisa« ist weniger Kunstkritik als vielmehr Attacke auf die blinde Anbetungs- und Verehrungswut, mit der das Publikum derartige Kunstwerke schon immer betrachtet hat. Mark Twain war davon so begeistert, daß er Blix nach Amerika zu holen suchte; gleichzeitig machte indes der »Simplicissimus« ein Angebot. Als Mark Twain plötzlich starb, war die Sache entschieden, Blix ging auf Empfehlung von Gulbransson nach München.

Hier entwickelte er die Schlagkraft seines präzisen, trockenen Strichs, und hier vor allem wurde er »ein politischer Mensch«. Blix schärfte seinen Blick für politische Konstellationen und Möglichkeiten auf der großen Weltarena, wo er sich bald zu Hause fühlte. Die zugrundeliegende Idee einer Zeichnung war ihm immer sehr wichtig, und in seinen besten Arbeiten verschmelzen Bild und Wort in lapidarer Wucht und Kürze. Über seine Münchener Erfahrungen sagt er selbst: Meine zehn Jahre beim Simplicissimus waren ereignisreich. Die Zeitschrift war ein Machtfaktor, und ihr Kampf gegen den Kaiser führte mehrfach dazu, daß wegen Majestätsbeleidigung Gefängnisstrafe verhängt wurde. Ich persönlich hatte Glück. Einmal war davon die Rede, mich des Landes zu verweisen, weil ich ja norwegischer Staatsangehöriger war. Die Sache wurde aber ad acta gelegt... Eine von mir angefertigte Zeichnung vom Zaren hatte zur Folge, daß der Simplicissimus für immer in Rußland verboten wurde. Für die Zeitschrift war das ein großer finanzieller Verlust, mir aber brachte es eine Gehaltserhöhung ein.

Die ersten sieben Jahre meiner Simplicissimus-Zeit waren angenehm.... Wir setzten uns alle, Redakteure und Zeichner, einmal die Woche zusammen und erarbeiteten gemeinsam die Ideen für die nächste Nummer. Heine und Thoma waren die treibenden Kräfte. Zwischen ihnen bestand eine Antipathie, die für die Zeitschrift von großem Nutzen war. Wenn der eine von ihnen eine gute Idee hatte, lief das Gesicht des anderen rot an, um sich etwas Besseres einfallen zu lassen. War man mit dem einen befreundet, so hatte man den anderen zwangsläufig zum Feind. Ich stellte mich sofort auf die Seite von Heine, und das konnte Thoma mir nie verzeihen. Aber Thoma starb sehr jung. Heine, den ich Gott sei Dank vor Hitlers Gaskammer habe retten können, wurde 80 Jahre alt und starb 1947 in Stockholm als glücklicher Mann.²⁾

Ich werde auf diesen letzten Satz noch zurückkommen. -

Als mit Ausbruch des 1. Weltkrieges der »Simplicissimus« in den Sog der alle

Schichten erfassenden Kriegsbegeisterung geriet und auch vor Nationalismus und Chauvinismus nicht zurückschreckte, hielt Blix sich merklich zurück. Aus der Sicht eines scharf beobachtenden Ausländers konnte er die bis zuletzt anhaltende deutsche Siegesgewißheit nicht teilen. Als er im Februar 1918 von der Redaktion den Auftrag erhielt, als Umschlagbild den deutschen Michel zu zeichnen, der im Begriff ist, den letzten Berghang zu erklimmen, machte er die Felswand absichtlich so steil, daß das Ziel völlig unerreichbar schien (Abb. 1). Dazu Blix:

Die Zeichnung rief Bestürzung in der Redaktion hervor, aber es war keine Zeit, ein neues Titelblatt zu machen. Nie früher oder später habe ich mit einer Zeichnung weniger Erfolg gehabt.

Dennoch ist ihm wegen seines Verbleibens beim »Simplicissimus« bis zum Kriegsende nicht ganz wohl gewesen, zu sehr war ihm der Wandel des Blattes bewußt. Er sagte später selbst: »Vorher war er ein internationales Kampforgan, nun wurde er zu einer nationalistischen Kriegstrompete.«³⁾

Nach Kriegsende zog sich Ludwig Thoma aus der Redaktion zurück, auch Blix verließ den »Simplicissimus«, um in Norwegen unter dem Titel »Exlex« (Der Geächtete) die besten skandinavischen Zeichner und Schriftsteller zu versammeln. Es war der ernsthafte Versuch, den freien europäischen Geist des frühen »Simplicissimus« auf skandinavischen Boden zu verpflanzen. Eine große Anzahl der Zeichnungen behandelt damalige weltpolitische Probleme, es findet auch die Abstimmungsproblematik im Laundesteil Schleswig ihren Niederschlag, wie zwei Blätter aus den Jahren 1919 und 1920 (Abb. 2) in dieser Ausstellung belegen.

Hohe Druckkosten und eine zu hohe Auflage bei zu geringem Aktienkapital führten dazu, daß »Exlex« nur zwei Jahre existierte.

Doch Blix, der nun überwiegend in Kopenhagen ansässig war, hatte in den 20er und 30er Jahren ausreichend Wirkungsmöglichkeiten. Drei große skandinavische Tageszeitungen, »Berlingske Tidende« in Dänemark, »Tidens Tegn« in Norwegen und »Göteborgs Handels & Sjöfartstidning« in Schweden druckten regelmäßig seine Karikaturen. An Themen bestand kein Mangel. Mussolini und Hitler, aber auch Stalin und Lenin boten Stoff genug. Viele seiner Zeichnungen haben in ihrer gedrängten und geballten Kürze eine unerhörte Aussagekraft. Nicht oft ist politische Dummheit und Heuchelei, Brutalität und Machtgier mit einer solchen Leidenschaft und Hartnäckigkeit gegeißelt worden (Abb. 3). Der Text spielt eine fast ebenso große Rolle wie das Zeichnerische, kurz: das eine ist von dem anderen nicht zu trennen. Zwei Beispiele für den Wortwitz:

Ersatz (Göbbels auf einer »arischen« Kunstausstellung)

»Wenn wir Kunstgummi und Kunstwolle herstellen können, warum dann nicht auch Kunst-kunst?«

Führerstrategie

»Das Attentat der Generäle gegen Hitler war schlecht geplant. -«

»Wollen Sie damit unterstellen, daß der Führer selbst dahinter steht?«

Die Angriffe auf Hitler und Mussolini führten zu ständigen Protestnoten der deutschen und italienischen Gesandtschaft in Kopenhagen, bis das dänische Außenministerium auf »Berlingske Tidende« einwirkte, keine Karikaturen mehr auf Mussolini und Hitler zu bringen. Kurz nach Ausbruch des 2. Weltkrieges sah sich die Zeitung sogar gezwungen, Blix zum 1. Januar 1940 zu kündigen. In Schweden wurde gegen die Göteborger Zeitung ähnlicher Druck ausgeübt. Die hier erschienenen Karikaturen gegen den Nationalsozialismus waren so entlarvend, daß Göring wenige Tage nach der Machtergreifung folgendes Telegramm an die Redaktion der Zeitung schickte:

Ich protestiere aufs schärfste gegen die in Ihrer Zeitung vom Freitag, den dritten Februar, in der Rubrik 'I dag' abgedruckten Äußerungen über den deutschen Reichskanzler. Als aufrichtiger Freund des schwedischen Volkes sehe ich in solchen schmutzigen Auslassungen eine schwere Gefahr für die verwandtschaftlichen und herzlichen Beziehungen beider Völker. Bevor weitere Schritte eingeleitet werden, bitte ich um Mitteilung, ob Ihre Leitung in Zukunft gegen solche Äußerungen Ihrerseits einschreiten wird.
Göring, Reichsminister⁴⁾

Nach der Machtergreifung blieb Blix mit seinem alten Freund Thomas Theodor Heine in München in Briefkontakt. Heine war Jude. Gulbransson erschien nach 1933 mit höheren Parteifunktionären zu den Redaktionssitzungen des »Simplicissimus«. Es heißt, Gulbransson habe Heine bei den Nazis angezeigt. Wie auch immer, Blix hat Gulbransson seine Nähe zu den braunen Machthabern nie verziehen, und auch nach dem Kriege jeden persönlichen Kontakt zu seinem ersten Förderer gemieden. Als uniformierte SA-Leute vor dem Redaktionslokal des »Simplicissimus« bereitstanden, um Heine zu verhaften, floh dieser zunächst nach Prag, von wo er mit Blix Verbindung hielt. Dieser riet ihm dringend, nach Norwegen zu emigrieren. Doch erst im Oktober 1938, als deutsche Truppen bereits mit dem Einmarsch in das Sudetenland begannen, floh Heine, der zu diesem Zeitpunkt 71 Jahre alt war, über Kopenhagen, wo er sofort mit Blix zusammentraf, nach Norwegen. Wohl auf Vermittlung von Blix hatte Heine bereits 1936 gelegentlich Karikaturen für die Göteborger »Handels- och Sjöfartstidning« und das Osloer »Dagbladet« geliefert. Nun konnte er diese Zusammenarbeit auf direktem Wege fortsetzen. Kaum hatte Blix das Leben seines Freundes gerettet, geriet er selbst in Gefahr. Am 9. April 1940 überfielen deut-

sche Truppen Norwegen und Dänemark. Blix floh Anfang Mai von Norwegen nach Schweden. Während Blix in Schweden in Sicherheit war, blieb Heine in Norwegen, wo er in Oslo im Juni 1940 verhaftet wurde. Man ließ ihn laufen, nachdem er sich verpflichtet hatte, »keine entarteten Bilder (zu) malen und nichts für Zeitungen (zu) zeichnen oder (zu) schreiben.« Bis Ende 1942 konnte Heine unbehelligt in Oslo leben. Als dann Anfang Dezember der Befehl kam, hinnen drei Tagen sein Atelier zu räumen, gelang ihm mit Hilfe der Organisation der norwegischen Heimatfront und auf Betreiben des schwedischen Außenministers Christian Günther, der ein enger Freund von Blix war, auf abenteuerliche Weise die Flucht nach Schweden, wo er von Blix freudig empfangen wurde.⁵⁾

Den beiden Freunden blieb als Publikationsorgan jetzt nur noch Göteborgs »Handels- och Sjöfartstidning«. Doch die Zusammenarbeit war nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Skandinavien nicht immer unproblematisch. Für das von den Nazis bedrohte neutrale Schweden waren nun viele Zeichnungen von Blix, der nach dem 9. April 1940 nur noch das Pseudonym Stig Höök benutzte, zu aggressiv. Die Redaktion versuchte deshalb immer wieder, wenigstens den Text der Karikaturen zu entschärfen. Gleichwohl lieferte Blix jede Woche eine Zeichnung, Heine beinahe ebensoviele, insgesamt etwa 200.

Nach Kriegsende zog Blix wieder nach Kopenhagen, er erhielt die Freiheitsmedaille König Christian X. und weitere Auszeichnungen und Anerkennungen. Bis 1957, ein Jahr vor seinem Tod, hat er die Entwicklung in Europa weiterhin mit dem Zeichenstift kritisch kommentiert. Die Nürnberger Prozesse, die Diskussion um die Wiederbewaffnung - alle Aspekte des kalten Krieges, der durch die gegenwärtige Entwicklung in Osteuropa zu Ende zu sein scheint, hat Blix mit wachem Blick verfolgt.

Was macht Ragnvald Blix als Karikaturisten so bedeutend? Es ist einmal die grandiose Sicherheit seiner Zeichenfeder, die vor allem während der Zeit beim »Simplicissimus« mit der Schärfe eines Skalpells die Physiognomien der von ihm gezeichneten Typen seziert. Dann ist es seine tiefe demokratische Überzeugung, die ihm, neben seinen allgemeinen, immer wieder gerühmten menschlichen Qualitäten einen bleibenden Platz in der Geschichte der skandinavischen und deutschen Karikatur einräumt. Über 50 Jahre ist er diesen Überzeugungen treu geblieben. Einige seiner besten Freunde, wie Knut Hamsun und Olaf Gulbransson, haben den scheinbaren Verlockungen des Nationalsozialismus nicht widerstehen können, Blix hat alle Phänomene dieses Krebsgeschwürs der deutschen Geschichte von der ersten Stunde an bekämpft; das allein schon macht ihn bedeutend. Was für ein Zeichner, muß man sich fragen,

und was für ein heute wieder brennend aktuelles Problem, wenn man die Zeichnung vom 19. 11. 1949 betrachtet; 30 Jahre ist das her: Stalin beugt sich über eine Friedhofsmauer: Hier liegen die unabhängigen Staaten Polen, Litauen, Lettland und Estland begraben. Daneben werden neue Gräber ausgehoben und der Diktator ruft den Vertretern der Völker am asiatischen Rand seines Reiches zu: »Bleibt ganz ruhig! Wir haben auch noch für euch Platz.«

Die Mehrzahl der Blätter stammten aus dem Besitz des Stadtmuseums Düsseldorf. Etwa 20 konnte das Flensburger Museum in den letzten zwei Jahren aus dem Nachlaß erwerben. Sehr herzlich bedanke ich mich hierfür bei der Verwalterin des Blix-Nachlasses, Frau Suzanne Helweg.

Schließlich weise ich darauf hin, daß diese Ausstellung von der Schleswig-Holsteinischen Landesvertretung in Bonn übernommen wird, als Beitrag zum 50. Jahrestag des Überfalls deutscher Truppen auf Dänemark und Norwegen, ein Ereignis, von dem Frau Helweg in ihrer Jugend unmittelbar betroffen wurde. Umso größer ist mein Dank, daß sie es auf sich genommen hat, aus Kopenhagen hierher zu kommen, um erstmals seit mehr als 50 Jahren wieder in deutscher Sprache zu reden.

ANMERKUNGEN

- 1 Dagny Björnson Gulbransson, Das Olaf Gulbransson Buch, München 1979, S. 53.
- 2 Zit. nach Suzanne Helweg im Kat. der Ausstellung »Ragnvald Blix (1882-1958), Politische Karikaturen.« Stadt. Museum Flensburg, 1990, S. 7 f.
- 3 Axel Bolvig, Ragnvald Blix, Skandinavisk Satiriker i ord og streng. Gl. Holtegaard April-Juni 1985, S. 10.
- 4 Zit. nach Helweg, S. 10.
- 5 Die Angaben über das Verhältnis Heine-Blix sind entnommen aus: Elisabeth Stüwe Der »Simplicissimus«-Karikaturist Thomas Theodor Heine als Maler, Frankfurt/Bern/ Las Vegas 1978.

August Julius Langbehns Buch »Rembrandt als Erzieher« (1890)

1. Ein erstaunlicher Bucherfolg

Es mag an den Haaren herbeigezogen sein, das äußerliche Zentenarium 1890-1990 zum Vorwand zu nehmen, an ein merkwürdiges Buch und seinen ebenso merkwürdigen Verfasser zu erinnern: an *Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen* und an August Julius Langbehn (1851-1907), seinen aus Hadersleben gebürtigen Verfasser. Aber vielleicht ist es nicht ganz müßig, sich bei Gelegenheit damit zu beschäftigen.

Im Januar 1890, also vor nunmehr hundert Jahren, erschien dieses Buch im Leipziger Verlag Hirschfeld; sein Verfasser blieb ungenannt. Es wurde sofort ein Hit. Bereits im Jahr seines Erscheinens erreichte es 29 Auflagen (das waren an die 60000 Exemplare), im folgenden noch einmal zehn, und bis Mitte der 30er Jahre unseres Jahrhunderts kletterte deren Zahl auf 85! 1922 gab es zudem noch eine illustrierte Volksausgabe, ein Nachtrab zeigte sich 1944. Wahrlich ein stolzer Erfolg für eine Publikation, deren Titel nicht die aufregendste Lektüre verspricht und die noch nicht einmal ihren Verfasser offenbart. Aber selbst wenn er sich genannt hätte (was offiziell erst posthum mit der 50. Auflage 1922 geschah): Die allerwenigsten Käufer hätten mit dem Namen »August Julius Langbehn« etwas anzufangen gewußt. Er war 1890 schlicht unbekannt. Das änderte sich allerdings bald. Als die Autorschaft offenbar wurde, erregte der Verfasser eine Neugierde, die selbst für jene Jahrzehnte beachtlich war, die von wunderlichen Propheten und exzentrischen Heiligen nachgerade wimmelte. Der kollektive Wunsch, diesem »Deutschen« Namen und Leib zu geben, war so mächtig, daß der Phantasie kaum Grenzen gesetzt schienen. Paul de Lagarde (1827-1891) und Friedrich Nietzsche wurden gehandelt, und selbst Wilhelm II. wollte man als den Initiator eines Ghostwriterteams erkannt haben! Es ist schwer zu entscheiden, ob das Buch mehr von der Sonderlichkeit seines Verfassers oder dieser mehr von der Eigenart seines Buches profitierte. Person und Werk gehörten auf eine untrennbare Weise zusammen, waren aber zugleich eine Parodie auf die »kulturkritische« Forderung nach der Einheit von Kunst und Leben.

Langbehn ist mehr als nur eine kuriose Gestalt, die zur belebenden Ausmalung unseres Bildes von der Vergangenheit dienen kann. An ihm wird etwas für das kulturelle Leben des ausgehenden 19. Jahrhunderts ungemein Typisches sichtbar. Aber nicht nur das: Während des Jahrhunderts, das seit dem Erscheinen

seines Erfolgsbuchs verfloßen ist, haftete ihm immer etwas Gegenwärtiges an, und zwar nicht allein in der Weise, daß er als Zeitgenosse von Konstellationen zu gelten hatte, deren Folgen unvermittelt spürbar blieben. Bei aller oft lachhaften Kauzigkeit und ärgerlichen Abwegigkeit seiner Gedankengänge finden seine Leser nur zu leicht und auf unterschiedliche, ja widersprüchliche Weise etwas Gegenwärtiges an ihm, das sie in der einen oder der anderen Weise an- oder aufregt. Es ist unmöglich - und auch gar nicht wünschenswert Langbehn aus solchen Aneignungsversuchen zu lösen und etwa ein »objektives« Bild von ihm zu malen (was immer das wäre); »Langbehn« oder »Der Rembrandtdeutsche«, wie er nach seinem Buch hieß, das ist nicht nur eine bestimmte Person, die 1890 ein erfolgreiches Buch publiziert hat, das ist auch und möglicherweise noch viel mehr eine Imago, eine Projektion.

2. *Ein Weitausschauungstraktat als Ausdruck eines weit verbreiteten Krisengefühls*

Auch wenn es unmöglich ist, Langbehns Buch heute nicht im Lichte dieser Entwürfe zu sehen, so kann hier dennoch nicht die Geschichte von dessen »Wirkung« auch nur skizziert werden. Es muß mit einigen wenigen Hinweisen sein Bewenden haben, die deutlich machen, unter welchem Blickwinkel Langbehns Bild, das wir heute sehen, gezeichnet worden ist.

Rembrandt als Erzieher wurde bei seinem Erscheinen nicht nur schnell, sondern auch sehr pointiert wahrgenommen. Auf dem Medienmarkt weithin geachtete Autoren (vor allem der sächsischen Kunstszene) nahmen sich seiner sofort an, so daß der Verfasser, der seinen Namen nicht nannte, gar nicht erst in der grauen Masse des anonymen Buchmarkts versank. Georg Brandes, Ferdinand Avenarius, Cornelius Gurlitt, Wilhelm Bode, Heinrich Pudor, Max Brewer besprachen es. Selbst kritische Stellungnahmen, die zum Teil unter parodistischen Titeln wie *Höllenbreughel als Erzieher* (1890) oder *Goethe als Hemmschuh* (1892) schnell erschienen, untergruben seine Resonanz nicht, sie verstärkten sie im Gegenteil eher. Langbehns Buch, aber auch seine Person wurden vor allem in der Kunsterzieherbewegung der Jahrhundertwende, in der Worpstedter Künstlerkolonie, in der katholischen Kulturerneuerungs- und in der frühen Jugendbewegung intensiv diskutiert.

Vor diesem Hintergrund wird der Erfolg des Buchs mehr als nur ein buchhändlerisch-wirtschaftliches Ereignis. Es verhalf breiten und unter sich durchaus heterogenen Schichten innerhalb der deutschen Gesellschaft zur Sprache; im Rembrandt-Buch, das mit seinen Thesen wie mit seinem Duktus jeder Originalität entriet, und in der Flut affirmativer, distanzierter, kritischer Texte, die es umspülte, ergoß sich ein aufgestaunter Wortschwall, in dem sich die Texte kaum

gegeneinander abgrenzten; Formulierungen und Bilder, die hier standen, hätten es auch anderswo gekonnt, sie wanderten durch die Dokumente hindurch. Insofern war das Rembrandt-Buch ein massenmediales Ereignis. Hier liegt auch der Grund dafür, daß Langbehn seinen Namen nicht nannte. *Rembrandt als Erzieher* ist in gewisser Weise gar nicht sein Buch. Eine Rede, die nur aus praktischen Gründen ein »Text« sein muß (etwa weil ein Buch nicht unendlich dick sein kann), löste sich von ihren Erzeugern; sie bot Formeln für alle, die bislang in einer als Krise erlebten Epoche aus vielerlei historischen Gründen sprachlos (geworden) waren.

Langbehns Buch gehörte zum neuen Genre des »kulturkritischen« Weltanschauungstraktats, das sich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts herausbildete. Eine lange Reihe sehr unterschiedlicher Manifestationen zog sich von Nietzsches *Unzeitgemäßen Betrachtungen* (1873 f.), de Lagardes *Deutschen Schriften* (1878/81), Langbehns *Rembrandt als Erzieher* während mehr als eines halben Jahrhunderts über Jose Ortegas y Gassetts *Der Aufstand der Massen* (1930, deutsch 1931), Alfred Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts* (1930) oder Ernst Jüngers *Der Arbeiter* (1932) zu Friedrich Meineckes *Die deutsche Katastrophe* (1946) oder Franz Alexanders *Irrationale Kräfte unserer Zeit* (1942, deutsch 1946) hin und strahlte auch in andere Gattungen, vor allem in den Roman, aus: es sei nur an Gustav Frenssens *Jörn Uhl* (1901), Hermann Löns' *Der Wehrwolf* (1910), Hermann Poperts *Helmut Haringa* (1910) oder an Hermann Burtes *Wilffeber, der ewige Deutsche* (1912) erinnert.

3. Der »Rembrandtdeutsche« aus weltanschauungs- und sozialgeschichtlicher Sicht

Das heute geläufige Langbehn-Bild knüpft allerdings nicht direkt an die Diskussion der Jahrhundertwende an, es wurde in seinen wesentlichen Umrissen vielmehr erst nach 1945 gemalt und zeigt Langbehn im Schlagschatten des Dritten Reichs. Man sieht den Autor - mit dem Untertitel eines der Bücher zu reden, in denen er im Mittelpunkt steht - in der Rolle eines »Vordenkers des Nationalsozialismus im 19. Jahrhundert«. Diese Einschätzung steht im Zusammenhang der weltanschaulichen Auseinandersetzung mit »dem« Nationalsozialismus. Folglich ist die Beurteilung Langbehns von Vorgaben geprägt, die diese Auseinandersetzung - zumindest im Felde der kulturgeschichtlichen Forschung - prägen. Dabei wirken (grob gesprochen) zwei Explikationsmuster besonders nachhaltig: das weltanschauungsgeschichtliche und das sozialgeschichtliche. Die weltanschauungsgeschichtlich orientierte, liberal bestimmte Erklärung des Dritten Reichs interpretiert - die Theorie vom deutschen Sonderweg in eine Analyse des »Überbaus« übertragend - den Nationalsozialismus aus der geis-

tesgeschichtlichen Tradition in Deutschland, genauer aus der irrationalistischen Überlieferung als einer spezifisch deutschen geistigen Verfaßtheit. Die entscheidenden Anstöße zur Einordnung Langbehns (und vergleichbarer Autoren) in diesen Rahmen gab Fritz Stern. Seine einflußreiche, in der Tradition der angelsächsischen geistesgeschichtlichen Historiographie stehende, 1961 in den USA, 1963 in deutscher Übersetzung erschienene Studie *Kulturpessimismus als politische Gefahr* erkennt den Kern von Paul de Lagardes, Langbehns und Arthur Moeller van den Brucks (1876-1925) Vorstellungen in einem Antiliberalismus, der die Krise der modernen Zivilisation am Ende des bürgerlichen Zeitalters wenden sollte. Damit - so Sterns vielfach ausgeschriebene These - beeinflussten diese Ideologen der Krise das Lebensgefühl zweier vor den Nationalsozialisten lebender Generationen so nachhaltig, daß die Demokratie als politisches Gesellschaftsmodell unterminiert wurde; zugleich lieferten diese Autoren in Sterns Augen ein (vermeintliches) Lösungsmodell für die persönliche Unzufriedenheit mit den Umständen während der 20er Jahre, so daß die nationalsozialistischen Direktiven zu deren Überwindung plausibel erschienen. Zwei Argumente spielen in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle: Langbehns Biographie und die im Rembrandt-Buch vorgetragenen Ideen.

Die von Langbehn ausgebreiteten Gedanken sind zwar - wie gesagt - kaum individuell und somit nur schwer aus der einmaligen Besonderheit seines Lebenslaufs herzuleiten, aber des Autors Lebensschicksale haben nicht wenig zur Popularität seines Buches beigetragen. Denn bei aller Bizarrheit fügten sie sich auf fast exemplarische Weise in das Bild, das sich das Wilhelminische Bürgertum in spätromantischer Tradition vom »Denker« entwarf, und bei aller Zuspitzung machte Langhehn doch Erfahrungen, die zumindest im Bildungsbürgertum jener Epoche geteilt oder - was wohl noch nachhaltiger wirkte - angstvoll befürchtet wurden. Langbehn spielte teils gewollt, teils ungewollt die Rolle des Intellektuellen, der sich in der Krise eines rapiden sozialen Wandels an den Rand der Gesellschaft gedrängt findet. Er antwortete auf diese Krise epochentypisch mit einem Leben in den Bahnen einer radikalisierten Boheme. Langbehn hat in seiner Lebensgestaltung den Zwang, den die Gesellschaft des Kaiserreichs auf alles ausübte, was nicht dem Erfolg diente, völlig verinnerlicht. Unter dem Druck, der auf allem lag, was nicht dem industriellen Fortschritt, der Entfaltung der Macht oder der geschäftsmäßigen Prosperität förderlich schien, löste sich Langbehn als Person umstandslos auf; er versuchte seine Identität zu löschen (so daß Zufallsbekanntschaften in ihm einen entsprungenen Sträfling oder einen entlaufenen Anstaltsinsassen vermuteten). Der intensivste Kontakt mit dieser Gesellschaft bestand einerseits über deren Institutionen der Ausgrenzung, also über die Polizei, Staatsanwaltschaft und Zensurbehörde, anderer-

seits - spiegelverkehrt dazu - über Institutionen, die wir heute mit der schönsten Selbstverständlichkeit zur »Public Relation« zählen, mit deren Hilfe Langbehn nachgerade zu Medientexten verarbeitet wurde. Er selbst hielt sich im Geheimen.

Solche Auflösung ins Anonyme bedeutete aber nicht, daß Langbehn von der Macht nicht fasziniert gewesen wäre. Paradoxerweise leitete er gerade aus seiner Ohnmacht seine gesellschaftliche Macht her: Als einer, der am äußersten Rand der Gesellschaft stand, versetzte er sich in ihr geheimes Zentrum, machte sich zum »Erzieher« des Volks. Zu den Mitteln einer solchen Verpflanzung vom Rand ins Zentrum der Gesellschaft gehörten nicht allein das Rembrandt-Buch, sondern auch sein Leben.

Langbehn wurde am 26. März 1851 in Hadersleben geboren; sein Vater stammte aus einer armen ostholsteinischen Bauern- und Landarbeiterfamilie, er hatte sich zum Konrektor an der Haderslebener Gelehrtenschule hochgearbeitet. Auf wie wackligen Füßen seine Existenz indes stand, erfuhr der über die Bahnen des Bildungssystems neu Aufgestiegene, der nichts als seine »Bildung« besaß, nur zu schnell am eigenen Leib: als er nämlich 1850 infolge der Danisierungspolitik der Nationalliberalen aus dem Amt entfernt wurde, zog er zunächst mit seiner Familie unstet durch die Herzogtümer und blieb schließlich in Kiel hängen, wo er sich als Hauslehrer schlecht und recht durchschlug. Diese Kombination von (klassischer) Bildung und Armut, ja Deklassierung wurde dem jungen Langbehn zur grundlegenden sozialen Erfahrung, die sein Leben bestimmen sollte.

Als der Vater 1865 starb, kam es noch schlimmer. Unter kümmerlichen Verhältnissen legte Langbehn 1869 an der Kieler Gelehrtenschule, die er seit 1863 besuchte, das Abitur ab und begann an der dortigen Universität das Studium der Philologie und der Naturwissenschaften. Ob ihn 1870 der patriotische Überschwang als Freiwilligen unter König Wilhelms Fahnen trieb oder nicht auch das Ansehen, das im militärischen Preußen die Uniform verlieh, ist nicht auszumachen. Zwar kehrte er 1871 als Leutnant der Reserve aus Frankreich zurück, erreichte also, wenn man so will, das Klassenziel, aber die Erfahrung des militärischen Lebens hatte seine soziale Integration nicht gefördert, im Gegenteil. Wohl nahm er das Studium zunächst in Kiel, dann in München wieder auf, aber 1873 packte ihn der Überdruß, und er begann jenes unstete Leben, das er bis zu seinem Tod führen würde. Zwei Jahre schlug er sich als Gelegenheitsarbeiter in Oberitalien durch. Als er 1875 zurückkam, trat er aus der Kirche aus und wechselte das Studienfach; er ging zur Archäologie. In den folgenden Jahren oblag er weniger den akademischen Studien als der Ausbildung seines »Geistes«. Nachdem er 1880 mit seiner 1881 gedruckten Dissertation *Flügelgestalten in der ältesten griechischen Kunst* sein Studium erfolgreich abgeschlossen hat-

te, verschaffte ihm sein Lehrer ein Stipendium in Rom; aber es kam zum Bruch, und auch der akademischen Karriere kehrte Langbehn den Rücken: Zehn Jahre streifte er mehr oder minder unstedt durch Italien und Deutschland, wobei es ihn vor allem nach Hamburg und Dresden, den Zentren der kunsttheoretischen »Kulturkritik«, zog; Alfred Lichtwark (1852-1914), Cornelius Gurlitt (1850-1938) und Ferdinand Avenarius (1856-1923) waren seine Orientierungspunkte.

Auf welcher materiellen Grundlage Langbehn in jenen Jahren lebte und welche Vorstellungen ihn Umtrieben, mag eine immer wieder nacherzählte Anekdote demonstrieren: 1883 schrieb er an Dr. Johannes Muhl, einen Studienfreund aus Kieler und Münchner Zeiten, der in Augsburg als unzufriedener Lehrer seine Tage fristete und den Beruf wechseln wollte, aber nicht recht wußte, mit welchem Ziel:

»Ich habe [...] einen Beruf für Dich gefunden [...]. Dein Beruf würde [...] sein [...] die Kosten für meinen Lebensunterhalt mit 1000 Reichsmark jährlich für ungemessene Zeit zu übernehmen; und zwar als ein Opfer nicht für mich, sondern für das Vaterland. [...] Ich bin fest überzeugt, das wäre für Dich eine nützlichere, lohnendere und angenehmere Tätigkeit, als in den Werken des Plutarch zu klaben; das kann jeder Schuster. [...] die Schwere der [d. i. meiner] Pflichten [] beziehen sich im wesentlichen nicht auf die Durchführung, aber auf die Direktive einer Reform des gesamten geistigen Lebens in Deutschland.« (Nissen, 89 f.)

Aus diesem Plan wurde allerdings nichts, da sich Muhl als kleinemütig erwies. Dennoch erreichte Langbehn (zum Schluß mit materieller Unterstützung des Ministerialdezerenten für die sächsischen Museen v. Seidlitz) 1890 sein Ziel, die »Direktive einer Reform des gesamten geistigen Lebens in Deutschland« in Buchform zu erlassen.

Mit Erscheinen dieses Buches gewannen Langbehns Konflikte an Schärfe. Er sorgte freiwillig und unfreiwillig für Publizität, freiwillig, indem er den Mark (außer mit Neuauflagen des Rembrandt Buchs) mit Druckwerken belieferte, so 1891 mit einem Band Gedichte *40 Lieder von einem Deutschen*, der ihm einen Pornographieprozeß einbrachte, 1892 mit einer Art Aphorismensammlung *Der Rembrandtdeutsche. Von einem Wahrheitsfreund* (gemeinsam mit dem Antisemiten Max Beyer); unfreiwillig gewann er Publizität, weil er vor Prozessen wegen Schulden und - teils kuriosen - Mietstreitigkeiten fliehen mußte. Seine wirtschaftliche Lage änderte sich aufgrund seines Bucherfolgs nicht. Da er seine Direktiven für eine Lebensreform nicht zur Ware verkommen lassen wollte und das Rembrandt-Buch für 2 Mark zu haben war, blieb selbst bei den hohen Auflagen nicht viel übrig. Erst 1893 wandelten sich seine Lebensverhältnisse zum besseren, weil er in dem Maler Momme Nissen (1870-1943) aus Deezbüll, der sich seit 1922 als Dominikanermönch Benedikt Momme Nissen nannte, auf

jenen selbstlosen Helfer stieß, den er zehn Jahre zuvor in Johannes Muhl vergeblich gesucht hatte. Ihn schickte er ohne kulturkritische Skrupel auf jenen Markt, den er in seinen Schriften so vehement attackierte: als gewandter Porträtmaler mußte Nissen Geld aufbringen.

Mitte der 90er Jahre wandte sich Langbehn - aus nicht deutlich ersichtlichen Gründen - dem Katholizismus zu und konzentrierte seine reformerische Energie auf die Römische Kirche. In dem Theologieprofessor und späteren Bischof von Rottenburg Paul Wilhelm von Keppler fand er einen rührigen Förderer; durch dessen Vermittlung ließ er sich 1900 in Rotterdam katholisch taufen. In Keplers gegen den Reformkatholizismus gerichteten Rede *Über wahre und falsche Reform* (1902) und später in der mit fast 200000 Exemplaren vertriebenen Schrift *Mehr Freude* (1909) zeigen sich deutliche Spuren Langbehns. Als dieser allerdings vor allem in süddeutschen Klöstern zu rabiat als Anti-inodernist auftrat, kam es auch hier zum Bruch.

Mit Langbehns Gesundheit ging es indes bergab, im Winter 1906/07 erkrankte er ernstlich, und auf einer ärztlich angeratenen Reise in den Süden starb er am 30. April 1907 im Rosenheimer Gasthof »König Otto« an Magenkrebs. Selbst über den Tod hinaus gelang es ihm, seine Existenz zu stilisieren. Sein »Knappe« Nissen begrub ihn neben der 1000jährigen Linde der Hl. Edigna auf dem Friedhof in Puch bei Fürstenfeldbruck; den Tod seines Meisters verschwieg er weisungsgemäß. Auf dem Grab ließ er nur ein schmiedeeisernes Kreuz mit der Inschrift »A. J. L. Geb. 1851. Gest. 1907« aufstellen. Langbehn war nun endgültig in dem verschwunden, was er für die bloße Wahrheit seiner Botschaft hielt. Erst zwei Jahre später kam heraus, wer der Tote war, der unter der Linde begraben lag.

Eine solche Lebensgeschichte liest sich heute absonderlich - aber in den Jahrzehnten um 1900 wurden unzählige dieser Art geschrieben, die nur in den äußeren Umständen variieren, in ihrem Grundmuster aber gleich ausfallen. Einige wenige, wie die von George oder Rilke, sind berühmt geworden, andere, wie die von Langbehns Landsmännin Franziska von Reventlow, berüchtigt. Die meisten aber blieben gesichtslos und verallgemeinerten sich zum Bild des Bohemien der Jahrhundertwende. In diesen Lebensläufen kehrten sich die gesellschaftliche Absonderung und die soziale Bedrohung um in den Anspruch, die wahre Führung der Gesellschaft zu übernehmen. Allein in der Subkultur (wie wir das heute nennen) würden die Werte, die in der Kulturlosigkeit des Kaiserreichs lange dahinsiechen, mit dem Anspruch bewahrt, eine fundamentale Reform des Lebens einzuleiten. Dieser Anspruch war durchaus politisch gemeint, wenn er auch nirgends wirklich politisch wurde und allenfalls zu sektiererisch-privaten Ansätzen wie auf dem Monte Verità bei Ascona oder auf dem Barkenhof in Worpsswede

führte. Die Boheme war am Ende zu sehr Bestandteil der Wilhelminischen Gesellschaft, ihre Angehörigen blieben zu tief »verhinderte Bürger«, als daß sie ernsthaft hätten subversiv werden können.

Wenn es darum geht, die Ideen Langbehns darzustellen, dann wird diese Biographie meist nur zur Illustration oder in diskreditierender Absicht erzählt. Erst langsam erkennt man, daß Langbehns Lebensgeschichte das soziale Feld sichtbar werden läßt, in dem sich diese Gedankenwelt entfaltet hat. Dabei verliert diese ein wenig den Anstrich von Wunderlichkeit, und es wird andeutungsweise verständlich, wieso diese unübersichtlichen, widersprüchlichen, oft auch unglaublich krausen Ideen überhaupt unter Zeitgenossen und in der Nachwelt ein so nachhaltiges Echo haben finden können.

Es fällt nicht ganz leicht, von den im Rembrandt Buch vorgetragenen Gedankengängen einen Eindruck zu vermitteln; aufgrund seiner Struktur verführt das Buch zur zitierenden Wiedergabe von einzelnen Stellen. Der Autor heftet sich nämlich entweder an kleinste Details, oder er greift mit großer Geste ins Allgemeinste - oft beides in einem einzigen Atemzug. Er spricht weniger ein deutliches Bewußtsein von den Schwierigkeiten seiner Epoche an als vielmehr ein dunkles, wenn nicht gar dumpfes Gefühl für deren Gefahren. Da Langbehns Gedankenwelt alles andere als originell ist, stößt der Leser allerorten auf das, was in jenen Jahren überall im Klein- und Bildungsbürgertum diskutiert wurde. »Bildungs«-Ideen in der Tradition des Idealismus, Kunsttheorien, die sich aus Klassik und Romantik herleiteten, Vorstellungen vom »Volk«, wie sie vor allem von den Spätromantikern ventiliert wurden, rassistisch-sozialdarwinistische Geschichtsentwürfe, vitalistische Gedankensplitter, Spuren aus der »Lebens«-philosophie, neoromantische Religionsaufgüsse quirlen durcheinander und werden mit dem Gestus, es würden tiefe Einsichten in den Lauf der Welt vermittelt, als Orientierungshilfe und politische Richtlinie dargeboten.

Auf dem Grund der wilden Argumentation und der fast wahllosen Anleihen bei den Traditionsbeständen des bürgerlichen 19. Jahrhunderts läßt sich allerdings doch ein Ordnungsschema erkennen, dessen permanente Wiederholung verhindert, daß sich der Leser in der Wirrnis der Gedanken verliert. Die Eigenart der Darbietung läßt sich bereits in der Eröffnung des Rembrandt-Buches deutlich erkennen:

»Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimniß geworden, daß das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, Einige meinen auch des rapiden Verfalls befindet. Die Wissenschaft zerstückt allseitig in Spezialisierung; auf dem Gebiet des Denkens wie der schönen Literatur fehlt es an epochemachenden Individualitäten; die bildende Kunst, obwohl durch bedeutende Meister vertreten, entbehrt doch der Monumentalität und damit ihrer besten Wirkung; Musiker sind selten, Musikanten zahllos. [...] Die großen Koryphäen auf den verschiedenen Gebieten sterben aus; les rois

s'en vont. [...] Ohne Frage spricht sich in allem diesem der demokratisierende nivellierende atomisierende Geist des jetzigen Jahrhunderts aus. Zudem ist die gesammte Bildung der Gegenwart eine historische alexandrinische rückwärts gewandte; sie richtet ihr Absehen weit weniger darauf, neue Werthe zu schaffen, als alte Werthe zu registriren. Und damit ist überhaupt die schwache Seite unserer modernen Zeitbildung getroffen; sie ist wissenschaftlich und will wissenschaftlich sein [...]. • Goethe, der von den jetzigen Deutschen mehr theoretisch als praktisch verehrt wird, konnte Leute mit Brillen nicht leiden; Deutschland ist aber jetzt voll von wirklichen und geistigen Brillenträgern; wann wird es hierin zu Goethe's Standpunkt zurückkehren?« (1)

Langbehn begriff demnach die Krise der Gesellschaft des zweiten deutschen Kaiserreichs als eine umfassende Zeitkrise und zugleich als eine Kultur-, eine Normenkrise. Alle anderen Probleme sind nur deren Folge. In globaler Perspektive sah er die arisch-deutsche Kultur am Boden. Ganz in der Tradition des 19. Jahrhunderts dachte er in scharfen Antagonismen; auf die eine Seite postierte er den Rationalismus mit allen seinen Folgen, mit Industrie und Urbanisierung, mit Wissenschaft und Spezialistentum, mit Kapitalismus und Demokratie - auf die andere Seite setzte er eine ursprüngliche Ganzheit, die durch die fatale Ausdifferenzierung im historischen Prozeß verlorengegangen sei, also Agrarproduktion, eine Wirtschaft des Austauschs auf der Grundlage natürlicher Bedürfnisse, Intuition als ganzheitliche Erkenntnisform, Idealismus, Individualismus und Aristokratismus. Dieses Organisationsschema stiftet nicht nur deswegen Ordnung in der Wirrnis auf der Oberfläche der vorgetragenen Gedanken, weil es konsequent durchgehalten, d. h. fortlaufend wiederholt wird, es hat auch deswegen ordnend wirken können, weil es - mal so, mal so pointiert - altbekannt war. Langbehns Einschätzungen waren seit der Jahrhundertmitte nahezu Allgemeingut. Der durch das Gewusel der Formulierungen verwirrte, vielleicht auch frappierte Leser konnte sich immer wieder auf vertrauten Boden zurückziehen.

So wenig wie die übrigen Kritiker der Zeitläufte im 19. Jahrhundert blieb Langbehn bei der Diagnose der epochalen Übel stehen. Er wiederholte die vielfach geübte geschichtsspekulative Volte, der zersplitterte, prosaische Alltag der bürgerlichen Gesellschaft werde durch die Rückwendung zur (fast) verlorenen Ganzheit seine Poesie, seine »Eigentlichkeit« (wie man dann in unserem Jahrhundert sagen wird), wiedergewinnen. Wie schon nahezu ein halbes Jahrhundert früher sein entfernter Landsmann Klaus Groth (1819-1899) entdeckte er im »Niederdeutschen« den Fluchtpunkt der verlorenen Einheit des gesellschaftlichen Lebens. Lind ähnlich wie jener (und mancher andere im Schlepptau der idealistischen Ästhetik) erhoffte er sich den historischen Umschlag in der Sphäre des Geistes: bei Groth war es die (niederdeutsche) Sprache gewesen, die die verschütteten Werte bewahrt hat, bei Langbehn war es die (niederdeutsche) Kunst. Für diese Kulturrevolution den zu seiner Zeit noch nicht sonderlich ge-

schätzten Rembrandt als symbolische Leitfigur zu propagieren, war immerhin originell, so daß »Rembrandt« Langbehns Markenzeichen werden konnte (wie etwa »Dürer« für Ferdinand Avenarius). Mit dem historischen Rembrandt hatte das Bild, das hier gemalt wurde, allerdings ziemlich wenig zu tun. Obwohl Langbehn durchaus auf den geschichtlichen Prozeß einwirken wollte, indem er sich zum Erzieher des Volkes bestellte (und insofern auf eine spätere, radikaler werdende Phase der Kulturkritik vorausdeutet), verharrte er doch im wesentlichen noch in den traditionellen Bahnen eines geschichtsphilosophischen Glaubens an die Selbstbewegung der Geschichte. Das Volk (das wahre Volk, nicht die Masse als Produkt von Wissenschaft und Industrie), das Volk werde in Mündigkeit zu sich selbst kommen; aber es bedürfe »eines gewaltigen Hebels« (262), eines großen Geistes, in welchem es sein Wollen bündelt und der es dann bewegt. Dieses ist nach seiner Meinung der Sinn der Barbarossa- Sage. Dieser große Geist postiere sich allerdings nicht offen auf dem Markt - unsichtbar, als »heimlicher Kaiser« werde er die Erfüllung, die Wahrheit bringen, die so unaussprechlich ist wie die wahre Herrschaft nicht manifestierbar. (Nur sehr dünn hängt der Schleier vor der Vermutung, daß Langbehn sich selbst als diesen »heimlichen Kaiser« ansah, dessen wahre Zeit gekommen sein wird, wenn seine biologische abgelaufen ist.)

Es liegt heute wenig Sinn mehr in dem Unterfangen, diese Vorstellungen in Zitat und Zusammenfassung genauer auszufalten; es würde, so merkwürdig es klingen mag, dem Gegenstand wenig gerecht. In solchen Versuchen, das Verbohrte, Verquollene, Abschreckende (und zuweilen auch Zutreffende) ans Licht zu bringen, stecken allemal Züge des Beschwörens, das sich im Hinweis auf das Lachhafte und Abstruse von dem Schrecken erholt, daß solche Gedankengänge nicht allein geschrieben, sondern auch verschlungen und ernsthaft diskutiert worden sind. Dabei ging es wohl Langbehns Lesern selbst weniger um systematische Erkenntnisse, es war mehr das Flair der Tiefe, der Wesensdeutung in Zeiten der Verwirrung, was die Leute anzog. Auch scheinen die Zeitgenossen, die sich für ihn erhitzen, das Verkrampfte seiner Anstrengungen nicht bemerkt zu haben. Aus dem Brustbild jedenfalls, das 1884 Hans Thoma von ihm gemalt hat, blickt ein gelöster, fast heiterer Jüngling in der unverdorbenen Nacktheit seiner selbst den Betrachter an; in seiner rechten Hand balanciert er kokett ein Ei, dieses zarte, harte Symbol des ursprünglichen, in sich geschlossenen Lebens; dessen Form wiederholt sich - um 180° gedreht - im klaren Oval des Kopfes und - in die Horizontale geschwenkt - in den offenen Augen. Nur der leicht geöffnete, dunkle Mund im lichten Bart verrät etwas Gespanntes.

4. Die Langbehn-Rezeption der 20er und 30er Jahre

Selbstverständlich stehen Gedanken wie die Langbehnschen im Schlagschatten des Dritten Reichs, anders würden sie wohl auch kaum noch erinnert. Das liberale, in der weiteren Diskussion erheblich simplifizierte Deutungsschema urteilte in Hinsicht auf dieses Problem am Ende moralisch. Dabei war Langbehns Erfahrung gerade die der (politischen) Ohnmacht gewesen. Ihn schlankweg zum »Vordenker des Nationalsozialismus« zu erklären, bedeutet wohl doch, manchen historischen Fragen, die eine Figur wie er aufwirft, eher auszuweichen als sich ihnen zu stellen, zumal »Das Dritte Reich« (wenn man das einmal pauschal so nennen darf) ein durchaus gebrochenes Verhältnis zu Langbehn und seinem Buch entwickelte. Im Vergleich zu den 20er Jahren war es in den 30er/40er Jahren nämlich stiller um Langbehn geworden. Zwar wurde 1933 unter dem Titel *Deutsches Denken [...] Ein Seherbuch* und 1937 in den Briefen Langbehns an den Bischof Keppler bis dahin ungedrucktes Material veröffentlicht, auch lancierte 1944 der vormalige NS-Führer der Deutschen Studentenschaft Gerhard Krüger eine weitere Ausgabe des *Rembrandt* auf den Markt. Aber der *Volksbrockhaus* von 1941 stellte doch nur noch knapp fest, daß das »gegen den Materialismus und die übertriebene Verstandespflege seiner Zeit« gerichtete Rembrandt-Buch einst einen »starken Einfluß« ausgeübt habe (während etwa ausführlich der »glühenden Vaterlandsliebe« und des Eintritts »für eine nationale Religion und die politische Sendung des deutschen Volkes« eines Lagarde gedacht wurde, ganz zu schweigen vom Loblied auf Houston Stewart Chamberlain (1855-1927), dem attestiert wurde, er zähle »zu den Vorbereitern der nationalsozialistischen Weltanschauung«). Dort, wo man vermuten sollte, Langbehn am ehesten zu begegnen, nämlich in des Völkischen Alfred Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts*, wird sein Name - jedenfalls laut Index - nicht ein einziges Mal erwähnt. Das bedeutet allerdings nicht, daß beide nicht am gleichen Wortteppich gewebt hätten, wenn auch dessen Muster nicht in allen ihren Linien zueinanderpassen. Von den führenden Literaturgeschichten der 30er Jahre, die in der einen oder der anderen Weise dem Dritten Reich zugerechnet werden können, vermerkt ihn eine ganze Reihe gar nicht (erstaunlicherweise übergehen ihn gerade die völkisch Gestimmten [wie Hellmuth Langenbucher oder Norbert Langer]). Das Urteil, das der Literarhistoriker Walther Linden 1937 in seiner *Geschichte der deutschen Literatur* fällte, kann in gewisser Weise als repräsentativ für die Einschätzung Langbehns in jenen Jahren gelten:

Langbehns »Forderung nordisch betonter, landschaftlich verwurzelter Kunst, einer echten seelenhaften Persönlichkeitsbildung, Rembrandt statt Raffael, germanische Mystik statt südlich-klassischen Formendenkens - all das zündete, ohne in größere Tiefen zu dringen. Langbehn hat sein unruhiges, unausgeglichenes Herz um 1900 im katholischen Kirchen-

glauben zur Ruhe gebracht, als Neuromantiker dem Weg der romantischen Bekehrten folgend. Artechter, drängender, gründiger ist [...] Chamberlain [...].«(407)

Das, was Langbehns historische Bedeutung ausmachte, seine Funktion, sprachlos Gewordenen und in die Isolation Gedrängten die Sprache und eine Plattform zur (vermeintlichen) Diskussion ihrer Probleme zu geben, das hatte er in den 30er Jahren längst verloren, und seine chaotische Lebensführung machte ihn den Staats- wie den Volksideologen eher suspekt. Auch war sein antiindustrielles Pathos einem sich rasant modernisierenden Deutschland nur schwer anzuverwandeln. Eher wäre sein rabiater Antisemitismus brauchbar gewesen; man hätte in ihm einen »Vordenker« des staatlichen Massenmordes preisen können (z. B. ⁵⁰242 f.).

Anders als in den 30er/40er Jahren wurde Langbehn während der Weimarer Republik vor allem im Umkreis der Jugendbewegung und der nationalistischen Strömungen ungebrochen aufgenommen. Zwar hatte die Diskussion über das Rembrandt-Buch nach der Jahrhundertwende nicht ganz aufgehört, aber sie war doch abgeebbt. Erst in den 20er Jahren flackerte sie wieder auf, und da unter teilweise verschobenen Vorzeichen. Dazu hatte bereits Langbehn selbst beigetragen: er betrachtete nämlich sein Buch konsequenterweise nicht als abgeschlossenen Text. So brachten vor allem die 13. und dann wieder die 37. Auflage erhebliche Vermehrungen und Veränderungen. Langbehns Antisemitismus wurde (wenn man so etwas überhaupt sagen kann) immer gröber, und sein konservatives faible für die katholische Kirche immer deutlicher. Als schließlich 1922 »Benedikt« Momme Nissen die 50. Auflage besorgte und mit interpretatorischen »Leitgedanken« versah, drückte er das Wirre, Flutende zurück und versuchte, die vorgetragenen Gedanken kanalisierend in Bahnen zu lenken, in denen während der frühen Weimarer Republik für Teile der Rechten die weltanschaulichen Auseinandersetzungen liefen.

Das publizistische Umfeld hatte sich mittlerweile allerdings geändert. War das Buch vor der Jahrhundertwende Teil eines weitgespannten Verständigungsprozesses gewesen, bei dem schwer auszumachen war, wer aktiv Impulse gab und wer sie passiv aufnahm, so fand es sich während der 20er Jahre ganz entschieden in den Dienst eindeutig gemachter Ideologeme, vor allem des Rassismus/Antisemitismus und des Nationalismus gestellt. Besonders im Umfeld der National-Konservativen und der Jugendbewegung erfuhr es auf diese Weise eine Neubelebung.

Ein anekdotisches Ereignis mag diese Verbindung zwischen einem dominanten Ideologen! in den Disputen der Weimarer Zeit, vagen Gruppenaffinitäten und politischem Interesse illustrieren: Auf dem nordschleswigischen Knivsberg, dem

Zentrum der deutschsprachigen Minderheit in Dänemark, treten zwei Bauwerke zu einer - heute imaginären - Konstellation zusammen. Einst stand dort ein monumentales Bismarck-Denkmal, auf dem - unter dem Band »1864. Wir Deutsche« und über dem Markspruch »Jungs holt fast« - ein trutziger Kanzler ins Weite blickte. Es wurde zwischen 1895 und 1901 aufgetürmt; den Bismarck baute man 1919 vor der Volksabstimmung ab, der Turm sank 1945 in Trümmer. Nicht weit vom Ort dieses Denkmals nationalen Trutzes steht (auch heute noch) ein Beherbergungshaus, das den Namen Julius Langbehns trägt. Es wurde aus einer Spende gebaut, die der Hamburger Getreidekaufmann Alfred Toepfer zum 81. Geburtstag Paul von Hindenburgs gestiftet hatte; seine Eröffnung fand am 6. April 1931 statt. Toepfer fühlte sich dem »Wandervogel« verbunden, und so lag die Idee, die Spende dem Jugendherbergsbau zu widmen, nahe. Langbehn wurde nicht unbedingt aus landsmännischer Verbundenheit als Namenspatron gewählt; bereits 1911 hatte etwa der dem Rembrandt-Buch sehr aufgeschlossene Johannes Tietje im 3. Heft der *Stimmen aus Nordschleswig* (S. 12) vermerkt, Langbehn sei in seiner Heimat ein Fremder geworden; er habe nach seinem Rembrandt-Buch »unmögliche Gedichte und eitele, selbstbespiegelnde Gedankensplitter [geschrieben], und - wurde katholisch! Ja, das alles zusammen verträgt ein Nordmärker nicht [...].« Und 1930 erhoben sich denn auch von protestantischer Seite in Schleswig-Holstein Bedenken gegen diese Widmung, aber Stifter Toepfer bestand auf der Namensgebung. Für ihn sei das Langbehnsche Buch, wie er in einem Brief vom 12. April 1930 an den Folketing-Abgeordneten Schmidt schrieb, »der tiefeschürfende und weitausholende Versuch eines Deutschen, der sein Volk zur Selbstbesinnung und Verinnerlichung aufrufen [...] wollte.« (Hopp, 248). Um die Bedeutung zu unterstreichen, daß die Wahl des Standorts ausgerechnet auf den Knivsberg fiel, schmückten den Aufenthaltsraum Bilder A. Paul Webers u. a. vom Danziger Krantor, des Rathauses in Thorn, vom Strand des Memellandes, des Straßburger Münsters, einer Burgruine in Eupen-Malmedy, des Rathauses in Tondern, aber auch der Stadt Prag, des Stephansdoms in Wien und der Luxemburg, ja einer Kirchenburg in Siebenbürgen, des Tors von Brügge! Mit bewußter Absicht, so hieß es zudem 1934 in einer Jubiläumsschrift, sei die Herberge nicht in einer Stadt gebaut worden, die Jugend solle aus dem Lärm und Hasten der Städte in die Ruhe der Natur zurückgeführt werden. - In dieser Konfiguration zwischen einem Ort und seiner symbolischen Bebauung zeigen sich anschaulich ein politischer Anspruch und zugleich die Verbindung zum Gedankengut der Jugendbewegung. Der Name Langbehns liegt als Siegel auf dieser Verbindung.

5. *Die Utopie vom agrarischen Geist als ideologischer Notanker* Im Rahmen der liberalen Manipulationstheorie, die das Dritte Reich am Ende aus der »geistigen« Verführung durch Autoren wie Langbehn erklären will, sind viele Fragen schwer zu beantworten, etwa diejenige nach dem Grund für Langbehns großes Echo oder diejenige nach der spezifischen Art des Zusammenhangs mit dem Dritten Reich. Seit den 60er Jahren und teilweise sogar in Opposition zur ideengeschichtlichen Forschung haben vor allem historische Studien zur politischen Struktur und zur Massenkultur des Kaiserreichs Material für eine Erweiterung des Blickfelds erarbeitet und der ideologiegeschichtlichen Erklärung eine sozialgeschichtliche an die Seite oder auch entgegengestellt. (Die Skizze von Langbehns Biographie war bereits davon beeinflusst.)

Allen diesen Erklärungsversuchen ist gemeinsam, daß sie die untersuchten Gedankengänge nicht länger als reine Ideen betrachten, sondern in Funktion zur sozialen Erfahrungswelt ihrer Träger(schichten) sehen. Auf solche Weise gewannen sie ihren Ernst zurück, den man ihnen als gedankliche Konstruktion nur äußerst schwer beimessen mag. Zugleich wurden Autoren wie Langbehn in bewußten oder auch in von ihnen nicht durchschauten Verbindungen zu politischen Organisationen und Interessenvertretungen gesetzt, die die bürgerliche Öffentlichkeit des Kaiserreichs in einem Maße bestimmten, wie wir uns das in unserer formierten Mittelstandsgesellschaft kaum mehr vorstellen können. Insofern Langbehns (und verwandter Schriftsteller) Vorstellungen als Antworten auf Erfahrungen gedeutet wurden, die aus den gesellschaftlichen Veränderungen des späten 19. Jahrhunderts resultierten, wurde die Verbindung zu »den« Nationalsozialisten, genauer zu einzelnen Gruppen und Strömungen, die diese »Bewegung« bildeten, entschieden deutlicher, weil nämlich auch der Nationalsozialismus als ein Moment jener Entwicklungskrise interpretiert wurde, in dessen frühes Stadium Langbehn einzuordnen ist. Die Verbindung besteht nun nicht mehr in der schwer zu verifizierenden (und am Ende moralisch zu bewertenden) Wirkung von Langbehns Gedanken auf die Handlungen »der« Nationalsozialisten, sondern in der Kontinuität von historischen Konstellationen, auf deren Probleme jener und diese zwar je spezifisch, aber durchaus vergleichbar antworteten.

Wie viele seiner schleswig-holsteinischen Landsleute, wie etwa Klaus Groth, wie Theodor Storm, wie Adolf Bartels oder Gustav Frenssen (die sich ganz so eher nicht alle unbesehen in einen einzigen Topf werfen lassen) erlebte auch Langbehn die Entagrarisierung der deutschen Gesellschaft im 19. Jahrhundert sehr direkt und sah seine Träume vom Aufstieg in die altbürgerlichen Schichten oder doch zumindest in deren Nähe zu Schaufm werden, wie groß die Bestürzung darüber war, zeigt seine ungebrochene Begeisterung für Bismarck- Deutsch-

land, das ihm nachgerade als rettender Über-Vater in der Gefahr des Untergangs erschien; die Hoffnung auf dessen stabilisierende Kraft ließ ihn darüber hinwegsehen, daß sich der borussische Industrialismus eben zu jener Zeit in der aus dem Boden schießenden Marinestadt Kiel ein böses Denkmal setzte. Wenn nun Schleswig-Holstein (wie er in Anlehnung an Uwe Jens Lornsen immer konsequent schrieb) schon nicht politisch die Synthese herbeiführen konnte, vielmehr auf Preußen setzen mußte, so doch wenigstens geistig. Diese Provinz werde - so hoffte Langbehn - »der point de vue für eine freie und weitere Entwicklung des deutschen Geisteslebens« sein (229), dem sie bewohnenden Stamm werde »unter seinen Brüdern noch einmal die Rolle des Joseph in Egypten« zufallen (228). Daß eine Schleswig-Holsteinerin auf dem Kaiserthron saß, nahm er bereits als ein gutes Omen. In dieser aus der Ohnmacht einer Agrarregeion geborenen Rettungsvision wäre dann wenigstens an der zweiten Front, an der sich die Gefährdeten bedroht fühlten, ein Sieg, der wahre Sieg errungen: im Kampf gegen den Geist der Wissenschaft und der Industrie.

Dieser untergrub in der Tat ausgerechnet die literarisch-ästhetische Bildung, über die das Bildungsbürgertum fast monopolartig während des ganzen Jahrhunderts verfügt und aus der es den Anspruch abgeleitet hatte, der Gesellschaft den »Sinn« zu deuten, den Raum des »Ganzen« zu zeigen. Eine sich in ihren Funktionen und dem entsprechenden Wissen immer weiter ausdifferenzierende intellektuelle Führungsschicht, die auch die naturwissenschaftlichen Methoden als Leitideologem auf das traditionelle Terrain der »Geisteswissenschaften« trug, entwertete das traditionelle idealistisch-humanistische Wissen rapide und unterminierte die Bedeutung der sie tragenden oder der ihnen zustrebenden Schichten. Sie entzogen dem Bildungsbürgertum das Wort, konnten allerdings in ihrem Spezialistentum kaum etwas anderes denn trivialisierte naturwissenschaftliche Erkenntnisse und den erstarrten Bildungskanon als allgemeine Verständigungsformeln anbieten. So richtig Langbehn diese Situation - zumindest auf der Oberfläche - einschätzte, so wenig vermochte er diese Tendenz aufzuhalten oder gar umzukehren (da hat sich für die »Geisteswissenschaften« bis heute sehr wenig geändert); er flüchtete sich in allgemeine Resentiments, in einen forcierten Regionalismus, in Nationalismus und Antisemitismus (und später in einen reformfeindlichen Katholizismus). Unter diesem Aspekt wurde Langbehn zu einem höchst aktuellen Autor.

6. Der postmoderne Reiz an der Kritik des Industrialisierungsprozesses

Mit einer solchen Einordnung Langbehns in die sozialen Prozesse unserer Epoche hängt wohl auch zusammen, daß das Bild von ihm in den 80er Jahren zu-

mindest hier und dort einige überraschende Züge gewonnen hat. Bereits die sozialgeschichtliche Interpretation hatte dazu insgeheim den Weg geebnet, hatte sie doch in Langbehn's Ansichten durchaus ein Stück Wahrheit gefunden, nämlich den Ausdruck einer besonderen Erfahrung eines allgemeinen Zustands.

Damit waren Langbehn und seine Leser zumindest verständlich geblieben und wurden nicht länger zu individuellen oder kollektiven Schizophrenen abgestempelt. Nun entdeckte man darüber hinaus, daß in Hinsicht auf Langbehn auch die Rechts-Links-Metaphorik, nach der wir gemeinhin Gut und Böse in der Geschichte einteilen, nicht recht greift. Zwar verfügte er über das gesamte Repertoire der »Rechten« und bewegte sich in deren dominanten Denkfiguren, aber vieles, was er vortrug, wird auch und vor allem seit den 70er Jahren unter »linken« Vorzeichen diskutiert und gilt - losgelöst von einem solchen Autor - als »modern«. Die Aversion gegen die Industrialisierung hat er mit Autoren wie Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe, Gerhart Hauptmann genauso wie mit Hermann Hesse oder Gustav Landauer geteilt, der Glaube an den Künstler, der einer desorientierten Gesellschaft aus dem »Ganzen« heraus auch praktisch den Weg weist, findet sich bei Heinrich Mann wie bei Ernst Toller in nicht weniger zugespitzter Weise, die Forderung nach der Einheit von Kunst und Leben bildete nachgerade den Glaubenssatz der Avantgarden vom Expressionismus über Dada zu den Kulturrevolutionären, und daß die »Kunst« zur verlorenen Kultursynthese berufen sei, glaubten nicht allein Rilke und George, es wird mittlerweile auf jeder Akademietagung verkündet.

Es wäre also geradezu verwunderlich gewesen, wenn der Rembrandt-Deutsche im verworrenen Zeichen des Wassermanns nicht ein wenig anders aussähe als unter der hellen Schreibtischlampe des Aristoteles. Eine solche neue Beschäftigung mit Langbehn, deren vornehmstes Ziel darin liegt, etablierte Deutungsschemata abzubauen, knüpft durchaus an eine mögliche Leseerfahrung an, vor allem wenn man sich auf eine frühe Version des Rembrandt-Buches stützt. Wo die mangelnde Logik eines Textes, die fehlende gedankliche Achse oder auch platte Exempel nicht als Manko, sondern sogar als Stärke gelten, da geht von den vereinzelt Stellen wohl durchaus ein Sog der Eigensinnigkeit aus; die Sperrigkeit der Sätze gegen eine einbindende und einebnende Argumentation gibt einer Logik der überraschenden Querverbindungen ihr Recht. Der Text bekommt die von der Postmoderne so heiß gerühmten tausend Augen, die den Leser in seine bescheidenen zwei blicken; der fehlende Übergang zwischen den Gedanken erinnert daran, daß nicht alles zwischen Himmel und Erde sich dem planen Strich des Tintenflusses einpaßt, und die Lücke, die sich zwischen zwei Zitaten nicht schließt, gemahnt an die eigenwillige Neigung der Gedanken, ins eigene Kraut zu schießen.

Aber hinsichtlich Langbehns bleibt das wohl doch eine eher moralisch begründete Lektüre, der dieser Autor so dunkel erscheint wie das Leben selbst; sie nimmt den Autor am Ende vielleicht doch nicht so vollgültig, wie sie ihn als einen Mitleidenden im Leidenszusammenhang der Geschichte glaubt nehmen zu müssen. Sie löst ihn ästhetisierend wieder aus seinem historischen Zusammenhang, den ihm vor allem die sozialgeschichtliche Interpretation gegeben hat, macht sein Buch zu einem vielleicht existentiellen, aber dennoch unverbindlichen Spiel der Texte. Das scheint mir am Ende doch ein Versuch am falschen Objekt zu sein, zumal der *Rembrandt* von seinem Niveau her solche textphilosophischen Lasten denn doch nicht trägt.

LITERATURHINWEISE (Auswahl)

- [Langbehn, August Julius]: Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen, Leipzig ¹²1890 (nach dieser Ausgabe wird im Text zitiert)
- Behrendt, Bernd: Zwischen Paradox und Paralogismus. Weltanschauliche Grundzüge einer Kulturkritik in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts am Beispiel August Julius Langbehn, Frankfurt/M. 1984 (mit vielen Literaturangaben)
- Bergmann, Klaus: Agrarromantik und Großstadtfeindschaft, Meisenheim am Glan 1970, bes. S. 102-121
- Bruch, Rüdiger vom: Kunst- und Kulturkritik in führenden bildungsbürgerlichen Zeitschriften des Kaiserreichs, in: Ekkehard Mai u. a. (Hrsg.), Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich, Berlin 1983, S. 313-347
- Hopp, Peter: Alfred Toepfer, A. Paul Weber und Schmidt-Wodder in den Jahren 1930 bis 1938, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 109, 1984, S. 243-285
- Ibach, Helmut: Julius Langbehn, in: NDB 13, 1982, S. 544-546
- Ketelsen, Uwe-K. u. Molzow, Hartwig: August Julius Langbehn, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Bd. 8, Neumünster 1987, S. 200-204
- Mendlewitsch, Doris: Volk und Heil. Vordenker des Nationalsozialismus im 19. Jahrhundert, Rheda-Wiedenbrück 1988, S. 74-115
- Nissen, Benedikt Momme: Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn, 28. bis 33. Taus. Freiburg 1929
- Stern, Fritz: Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Bern 1963
- Straßner, Erich: Der Rembrandtdeutsche - Vorkämpfer der deutschen Volkwerdung; Zentrale Wortfelder und formale Strategien in Julius Langbehns »Rem-

brandt als Erzieher«, in: Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung, Bd. 16, 1986/87, S. 27-44.

Der Knivsberg - deutsche Versamlungsstätte, nationales Monument, Ehrenhain und Jugendhof

1. Volksfeste im 19. Jahrhundert

Volksfeste auf hochgelegenen Bergkuppen sind eine Tradition, die in der 1. Hälfte des 19. Jh. im Zusammenhang mit der politischen Bewußtseinsbildung und der nationalen Identitätsfindung entstand. Frühe Beispiele von Volksfesten sind das Wartburgfest von 1817 und vor allem das Hambacher Fest von 1832. Den ersten ernsthaften Versuch, diesen Brauch in Dänemark einzuführen, unternahm der Dichterpastor Steen Steensen Blicher, der seit 1838 Treffen mit politischen Reden und Volksbelustigungen auf dem Himmelberg arrangierte. Direkt dadurch angeregt, führten dänischgesinnte Nordschleswiger vergleichbare Volksfeste auf Hojskamling, dem höchsten Punkt im Herzogtum Schleswig, durch. Später ist eine beständige Wechselwirkung zwischen der dänischgesinnten, der friesischgesinnten Volksgruppe und den Schleswig-Holsteinern feststellbar. Die Nordfriesen hielten Volkstreffen in Bredstedt ab, und die Schleswig-Holsteiner versammelten sich 1844 in der Stadt Schleswig zu einem großen Sängerfest. Rund 14000 Teilnehmer sangen hier zum ersten Male das neue Vaterlandslied »Schleswig-Holstein meerumschlungen«. In diesem Lied wird die Rolle der Herzogtümer als Grenzschutz der deutschen Kultur dargestellt, bis ein schönerer Morgen dämmert, d. h. bis zu dem Tag, an dem eine politische Vereinigung mit dem großen deutschen Vaterland stattfinden wird.

In Nordschleswig war es für die schleswig-holsteinische Bewegung schwieriger, Fuß zu fassen, als im südlichen Teil Schlesiws, und man schuf in den 40er Jahren des 19. Jh. keine feste Stätte für Volksversammlungen als Antwort auf die dänischen Volksfeste auf Skamlingsbanke. In den ersten Jahrzehnten nach 1864 wurden die großen Volksfeste weder von dänischer noch von deutscher Seite weitergeführt. Im übrigen lag Skamlingsbanke jetzt in Dänemark, da die neue Grenze südlich um acht ehemalige schleswigsche Kirchspiele südlich der Koldinger Förde gezogen worden war. Erst 1893 wurden die großen dänischen Feste auf Skamlingsbanke wiederbelebt. 8000-10000 Dänen und dänischgesinnte Nordschleswiger versammelten sich auf Højskamling, um des 50. Jahrestages des ersten Festes an dieser Stelle zu gedenken.

Die Idee zu einem entsprechend markanten und schönen heimdeutschen Versammlungsort und Festplatz entwickelte im gleichen Sommer Pastor Jessen aus Wilstrup bei einem deutschen Treffen auf Kalø. Unmittelbar danach ver-

suchte ein Personenkreis, der dem »Deutschen Verein für das nördliche Schleswig« nahestand, den Knivsberg mit den umliegenden Ländereien käuflich zu erwerben. Mit seinen 97 Metern war der Knivsberg der höchste Punkt in Nordschleswig (nachdem Skamlingsbanke jetzt zu Dänemark gehörte). Der »Deutsche Verein« war ein Zusammenschluß, der aktiv für die Germanisierung Nordschleswigs arbeitete, und es kann nicht überraschen, daß sich eine dänischgesinnte Gruppe mit dem Ziel bildete, zu verhindern, daß dieses schöne Gebiet in deutsche Hände gelangte. Diese Gegenaktion glückte jedoch nicht. Der Knivsberg wurde an die deutschen Interessenten verkauft, und schon im nächsten Jahr (1894) konnte man hier ca. 5000 Teilnehmer zu einem großen Volksfest versammeln. Seit diesem Zeitpunkt hat dieser Ort den Rahmen für Versammlungen und Zusammenkünfte gebildet. Das Gelände wurde schnell mit einem Pavillon, einem Sportplatz und einer Jugendherberge ausgebaut und bildete einen schönen äußeren Rahmen um die heimdeutschen Aktivitäten in diesem Landesteil, Sportfeste, volkliche Versammlungen, Kurse und vieles andere. Nach wenigen Jahren wurde der Knivsberg vom »Deutschen Verein« an die neugegründete »Knivsberggesellschaft« übertragen. Das Ziel dieser Gesellschaft wird folgendermaßen beschrieben: »... Förderung des Deutschtums im nördlichen Schleswig, insbesondere durch Abhaltung von Volksfesten und patriotischen Versammlungen auf dem Knivsberg«. Vorsitzender der Gesellschaft war eine lange Reihe von Jahren der Apenrader Schiffsreederei Michael Jebesen und nach seinem Tode sein Sohn Jakob Jebesen. Es war der wohlhabende Bürgerstand, der sich hier und im »Deutschen Verein« engagierte.

2. Das Bismarck-Denkmal

Der Gedanke, ein deutsches Nationalmonument auf dem Knivsberg zu errichten, kam schnell. Ein entsprechender Antrag wurde von dem Vorsitzenden des »Deutschen Vereins« in Hadersleben, Professor Macke, eingebracht. Macke war es auch, der vorgeschlagen hatte, daß eine Gruppe Nordschleswiger zu einer Huldigungsfahrt anlässlich des 80. Geburtstags von Bismarck nach Friedrichsruh bei Hamburg reiste. Als eine bleibende Erinnerung an diese Manifestation des deutschen Nordschleswig schlug Macke vor, daß der »Deutsche Verein« eine Sammlung veranstalten sollte, um eine Bismarck-Statue auf dem Knivsberg zu errichten.¹⁾ Gerade im Jahre 1895 erlebte der »Bismarck-Kult« seine höchste Blüte. Seit dem Ende der siebziger Jahre hatte man begonnen, Statuen und Gedenkstätten für den Kanzler zu errichten, der das Deutsche Reich (wieder) erschaffen hatte. Nach seiner Entlassung aus dem Amt des Reichskanzlers (1890) wuchs die Anzahl der Bismarck-Denkmal stark an. Teilweise errichtete man sie auf wichtigen Plätzen in deutschen Städten, teils an

markanten Orten in der Natur, besonders auf Bergen. Obwohl Nordschleswig einen beklagenswerten Mangel an Bergen aufweist, wollten die Deutschen zeigen, daß auch dieser Landesteil dankbar für Bismarcks Bemühungen um das deutsche Volk war.

1898 war die Sammlung von Geldern soweit fortgeschritten, daß der Grundstein gelegt werden konnte. 1901, am Jahrestag des ersten großen deutschen Sieges 1870/71, (4. 8. 1870 - Erster deutscher Sieg bei Weißenburg/Wissembourg im Elsaß über die Truppen Mac Mahous), konnte man ein Nationaldenkmal in Form eines monumentalen Turms mit einem Festplatz davor einweihen. Die gesamte Anlage hatte die Form einer uralten Kultstätte mit 12 Felssäulen, die einen Kreis um einen Turm aus Granitquadern bildeten. An den vier Seiten des Turms befanden sich Opferaltäre und im Turm stand eine 7 Meter hohe Kupferstau Bismarcks, der in eine Kürassieruniform gekleidet war, mit dem Reichsschwert als Attribut. Unterhalb der Statue stand die Inschrift »Up ewig ungedelt«. Über dem Kopf des Kanzlers lief ein Schriftband um den gesamten Turm mit einem der am häufigsten wiedergegebenen Bismarck-Zitate aus dem Reichstag: »Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt«. Vom Platz vor dem Turm hatte man eine herrliche Aussicht über die Bucht von Genner und den Kleinen Belt auf Fünen.

Dieses beeindruckende Monument war Teil einer langen Tradition nationaler Denkmäler in Deutschland. Sie hatten meist Bezug auf die Person eines einzelnen *Mannes*, z. B. Armin der Cherusker, Hermannsschlacht und, nach 1870, entweder Kaiser Wilhelm I. oder Bismarck. Wie schon erwähnt, waren Hügel oder Bergkuppen besonders beliebte Orte zur Aufstellung von Bismarck-Denkmalern, da man von dort aus eine gute Aussicht über das »von Bismarck hergestellte und geeinte Deutsche Reich« hatte.²⁾ Seit den 90er Jahren bekamen die Kanzler-Gedenkstätten häufig die Form von Türmen, wie es auf dem Knivsberg der Fall war. Diese Türme konnte man von weither sehen und sie als Mahnung und Warnung auffassen. Besonders in Grenzgebieten sollten die Türme als Warnung stehen.

Auf dem Knivsberg trägt der Kanzler, wie schon erwähnt, eine Kürassieruniform, aber auf zahlreichen anderen Monumenten sieht man ihn als mittelalterlichen Ritter. Hiermit sollte die Kontinuität in der deutschen Geschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart unterstrichen werden. Der Turm auf dem Knivsberg ist ebenso wie die anderen Bismarck-Türme aus Granitsteinen erbaut worden, die man aus allernächster Nähe der Gedenkstätte herangeschafft hatte. Das sollte betonen, daß Bismarck jedem deutschen Gebiet angehörte; gleichzeitig diente der Granit dazu, »die Unbeugsamkeit und Stärke des Kanzlers zu symbolisieren«.³⁾

1919 war man sich auf deutscher Seite der Tatsache bewußt, daß die kommende Volksabstimmung in Nordschleswig wohl eine dänische Mehrheit ergeben würde, und man fürchtete für die Sicherheit des Monuments unter dänischem Regiment. Deshalb entfernte man die Bismarck-Statue und die Inschriften, und erst nach einigen Jahren der Irrfahrt in Schleswig-Holstein fand die Statue im September 1930 ihren dauernden Platz auf dem Aschberg in der Nähe von Eckernförde. Hier entsprechen die Sportanlagen und die Herberge der deutschen Versamlungsstätte auf dem Knivsberg.

Auch nach der Abtretung Nordschleswigs (dän.: der Wiedervereinigung) 1920 war der Knivsberg ein heimdeutscher Versammlungsort, ebenso am Ende der 30er Jahre, als der größere Teil der deutschen Minderheit sich dem Ideengut des Nationalsozialismus zuwandte. Man kann nur vermuten, daß darin die Ursache liegt, daß der Granitturm und der Festplatz in der Nacht vom 16. auf den 17. August 1945 von unbekanntem Tätern durch eine Sprengung zerstört wurde. Wahrscheinlich wurde diese Aktion von Leuten vorgenommen, die der dänischen Widerstandsbewegung nahestanden. Nach den vorliegenden Erkenntnissen sollen etwa 40 Personen an dem Unternehmen teilgenommen haben, die ca. 3 Monate nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches stattfand.

Die Wiederherstellung des Geländes - aber ohne einen Neuaufbau des Turms - wurde 1955 und 1956 auf Kosten der dänischen Regierung vorgenommen. Vorher war es zu einer Aussöhnung zwischen der deutschen Minderheit und der dänischen Regierung gekommen, da die Führung der Minderheit im November 1945 eine Loyalitätserklärung abgegeben hatte und die Forderung nach einer Grenzrevision aufgab. 1955 wurden die Verhältnisse zwischen den zwei Minderheiten und ihren Wirtsländern durch die Bonn-Kopenhagener Erklärungen festgelegt. In dem verbesserten Klima, das dadurch entstand, wurden die Spuren der dänischen Sachbeschädigung beseitigt.

Schon 1947 war eine Anzahl junger deutscher Nordschleswiger darangegangen, das Knivsberggelände aufzuräumen. Der »Deutsche Jugendausschuß für Nordschleswig« (d. h. der Vorläufer des »Deutschen Jugendverbands«) hatte im Frühsommer des Jahres 1947 das Gelände soweit herrichten lassen, daß es möglich war, das erste Nachkriegsfest am 29. Juni abzuhalten. Das Datum war nicht sonderlich glücklich gewählt worden - es war der Jahrestag der endgültigen deutschen Eroberung Nordschleswigs 1864. Dieses führte zu scharfen dänischen Protesten gegen die Abhaltung des Festes, aber mit der Genehmigung der dänischen Behörden wurde das Fest veranstaltet und eine Reihe von sportlichen Wettkämpfen durchgeführt. Der damalige Hauptvorsitzende des »Bundes deutscher Nordschleswiger«, Dr. Niels Wernich, drückte die nationale

Überzeugung seiner Volksgruppe mit folgenden Worten aus: *»Wir wollen uns überall als Deutsche zeigen und bekennen _ Noch gibt es Männer und Frauen, die ihr Deutschtum bekennen, noch ist eine deutsche Jugend da, die deutsch bleiben will. Aber eines sagt uns der Trümmerhaufen vor uns: Das Schicksal Nordschleswigs wird nicht so entschieden. Das volkliche Ringen zwischen Dänen und Deutschen sollte - und soweit es an uns liegt, wird es - auf höherer Ebene liegen.«*⁴⁾ Mit diesen Worten war die Zielsetzung für die Knivsbergfeste der nächsten Jahrzehnte festgelegt. Mit der Teilnahme an den Veranstaltungen an dieser Stätte wurde man in seiner Identität als deutscher Nordschleswiger bestärkt, gleichzeitig konnte man sich hier mit Landsleuten aus Deutschland treffen. Einige Jahre lang schien es, als ob die sportlichen Veranstaltungen gegenüber den anderen Aktivitäten dominierten, aber besonders in der Zeit der Nis-Edwin List Petersens als Leiter des »Jugendhofs Knivsberg« scheint die Funktion als Bildungs-, Begegnungs- und Freizeitstätte für die deutsche Volksgruppe gestärkt worden zu sein. Von der »Seitenlinie« aus, von der wir Dänen den Knivsberg sehen, müßte dieser Weg der richtige sein. Der Knivsberg sollte nicht nur eine gute Sportanlage sein, sondern in hohem Grade eine Stätte, wo man eine bewußte Haltung zu den nationalen Fragen im Grenzland hat, eine Stätte, wo sich »Bausteine« zu einer deutschen Identitätsbildung finden lassen.

3. Der Ehrenhain

Der Knivsberg ist indessen nicht nur eine deutsche Versammlungsstätte und ein ehemaliges Nationalmonument; er ist ebenso auch ein Gedächtnispark, aber mit einer besonderen Prägung. Auf dem Knivsberg hat man in einem kleinen Wäldchen, ein wenig abgelegen von dem jetzigen Festplatz und der Freilichtbühne, einen sogenannten »Ehrenhain«, einen Gedächtnishain für Gefallene und Vermißte in den zwei Weltkriegen errichtet. Es war unmöglich, die ca. 5200 Gefallenen im 1. Weltkrieg namentlich zu nennen. Hier findet sich daher nur eine einfach geformte Bronzeplatte für jedes Kriegsjahr von 1914-1918. Auf jeder Platte ist die Anzahl der Gefallenen im jeweiligen Jahr angegeben. Für die Periode 1939-1945 sind es ca. 750 Gefallene, derer man mit ihren Namen auf den Platten gedenkt. Oft sieht man, daß hier Blumen niedergelegt werden, da es für die meisten Familien der Gefallenen der einzige Ort des Andenkens ist, an den sie gehen können.

Es ist ein einfacher und schöner Ort des Gedenkens, der 1962 durch eine Sammlung in den Reihen der Minderheit geschaffen wurde. Hier hat man auf die Verwendung nationalpolitischer Symbole und Inschriften verzichtet, die anstößig wirken könnten. Dennoch steht man hier als Däne mit gemischten Gefühlen, wenn man sieht, daß die Gefallenen des Ersten und Zweiten Weltkriegs völlig

gleichgestellt werden. Denn es besteht ein Unterschied darin, der »schweren Bürde der Pflicht« zu folgen (wie der Großteil der Nordschleswiger es 1914-18 tat) oder sich als Freiwillige zu melden (wie es die deutschen Nordschleswiger 1939-45 taten). Im ersten Fall erfüllte man seine Pflicht als Staatsbürger, und für viele war es schwer, in einen Krieg hinauszugehen, der ihnen unsympathisch war, aber das Gefühl der Staatsbürgerpflicht gegenüber dem Herbergsstaat war so stark, daß man dem Gebot folgte. Im anderen Fall meldeten sich die Heimdeutschen freiwillig - und gingen so in einen Kampf hinaus *für* das Land, das den dänischen Staat besetzt hatte, dessen Bürger sie waren. Das Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem Herbergsstaat hat dabei offensichtlich überhaupt keine Rolle gespielt. Als ein erklärender Faktor muß dennoch angeführt werden, daß viele der Kriegsfreiwilligen kaum das Gefühl gehabt haben, daß sie sich *gegen* Dänemark meldeten. Darüber hinaus genehmigte die dänische Regierung 1941 die Errichtung des SS-Regiments »Nordland« und der Division »Wiking«, die an der Ostfront eingesetzt wurden. Dänischen Offizieren war es gestattet worden, sich zu diesen Truppen zu melden. Bei einer Beurteilung der Haltung der deutschen Minderheit während der Besetzung sollte man sich als Däne diese Tatsache immer vor Augen halten.

4. Die Dänen und der Knivsberg

Auch wenn der Knivsberg einige der schönsten Ausblicke in Nordschleswig bietet, und wenn der Ort auch wesentliche Züge der Geschichte des Landesteils widerspiegelt, ist er dennoch ein Platz, den viele Dänen - auch die historisch interessierten - nie besucht haben. In ihren Erinnerungen erzählt Ingeborg Refslund Thomsen, Tochter des dänischen Abgeordneten im Deutschen Reichstag, H. P. Hanssen (Apenrade), wie sie bei einem Ausflug mit einer heimdeutschen Freundin unversehens dazu kam, dem Knivsberg einen Besuch abzustatten. Bei ihrer Heimkehr hatte sie Mühe, von ihrem »Sakrileg« zu berichten. Noch in den 50ern und 60ern hatten viele dänische Nordschleswiger eine starke Abneigung gegen den Knivsberg. Diese Abneigung ist so tief verwurzelt, daß die Verfasserin dieses Artikels schon zehn Jahre lang im Museum im Sonderburger Schloß angestellt war, ehe sie auf dem Knivsberg war. Nur sehr wenige historische Vereine haben bisher versucht, den Knivsberg in eine Exkursion einzubeziehen. Auch wenn ich als Dänin den Knivsberg mit etwas gemischten Gefühlen erlebe, empfehle ich dennoch immer besonders einen Ausflug dorthin. Der Knivsberg bietet trotz einem neuerdings dichteren Bewuchs (der ausgedünnt werden sollte) immer noch eine außerordentlich schöne Aussicht. Darüber hinaus wirkt hier ein imponierendes Sport- und Jugendzentrum mit zahlreichen gut besuchten Veranstaltungen. Nicht zuletzt bietet der Knivsberg einige Elemente im Selbst-

verständnis, das in der deutschen Minderheit herrscht, und das immer noch einen Zusammenhang mit der Zeit von 1940-1945 hat.

5. *Nationale Monumente*

Unternimmt man den Versuch, die drei nationalen Versammlungsstätten mit Bezug auf Nordschleswig - Skamlingsbanke, Skibelund Krat und den Knivsberg - zu vergleichen, ist es charakteristisch, daß das nationale Element mit dem Christentum bemäntelt wird: In Skibelund findet der Wunsch Ausdruck, *Gott* möge es den Dänen vergönnen, die Grenzpfähle gen Süden zu verlegen, auf Skamling wird in den Inschriften des Rednerpults das Nationale und das Religiöse eng verkettet, und auf dem Knivsberg setzt sich Bismarck mit dem gesamten deutschen Volk gleich und beschönigt diese platte Prahlerei mit etwas Religiosität, wie es in einer neueren deutschen Abhandlung über Bismarck- Monumente deutlich zum Ausdruck gebracht wird.⁵⁾

Ein anderer gemeinsamer Zug ist der Versuch, die Monumente Zeugnis von der Vorzeit ablegen zu lassen und sie als Ausdruck einer historischen Kontinuität zu begreifen, wofür allerdings *kein reeller Beweis* vorliegt. Am Bismarckturm auf dem Knivsberg verwendete man das schleswig-holsteinische Motto »Up ewich ungedelt«, obwohl es gerade Bismarck war, der den Traum von einem selbständigen Schleswig-Holstein unmöglich gemacht hatte.

Nationale Denkmäler und Versammlungsorte wirken am besten in Krisenzeiten und Kampfsituationen. Deshalb wird heute in Skibelund Krat ein gewisser Verfall sichtbar. Das Dänentum hat in Nordschleswig gesiegt, und die nationale Sammlungsstätte ähnelt heute mehr einer Kulisse für etwas, was einstmals Kampf, Fest und Freude war. Der Knivsberg ist der Treffpunkt einer nationalen Minderheit, und hier herrscht lebendige Aktivität. Den Heimdeutschen ist es gelungen, die Jugend an diesen Ort zu binden, besonders wohl wegen der guten Sportanlagen. Die Zerstörungen von 1945 haben dem Knivsberg die Prägung eines Martyriums verliehen und gegenüber den Heimdeutschen unterstrichen, daß es nicht *nur* sie waren, die an den Übergriffen und Fehlern in den Jahren 1940-1945 schuldig waren.

Es ist unmöglich, »vorauszusagen«, was nach 1992 geschehen wird. Der dänische Ministerpräsident hat den Tod des Nationalstaats angekündigt - und damit müßte auch der Untergang der nationalen Minderheiten erfolgen. Es finden sich jedoch Anzeichen dafür, daß sich ein Regionalismus ernsthaft entwickelt. Sollte das geschehen, werden wir dann vielleicht einmal Skamlingsbanke, Skibelund Krat und den Knivsberg als Rahmen für regionale, schleswigsehe Treffen erleben? Wie schon angedeutet, ist im Augenblick alles unberechenbar. Sicher ist

nur, daß wir Menschen »territorial« sind, d. h. wir haben einen grundsätzlichen Bedarf, uns irgendwo verwurzelt zu fühlen - entweder in einer Region oder in einer Nation.⁶⁾ Die Europäische Gemeinschaft ist zu groß und unübersichtlich, um den fundamentalen Bedarf nach einer Orientierungsmöglichkeit gegenüber der Umwelt erfüllen zu können. Die Regionen, die Nationalstaaten und die nationalen Minderheiten werden vielleicht gerade deswegen Überlebenschancen haben.

ANMERKUNGEN

- 1 Nis-Edwin List-Petersen, 90 Jahre Knivsbergfest - Geschichte und Perspektiven, in: »Der Nordschleswiger«, 7. 7.1984
- 2 Ulrich Bischoff, Nationaldenkmäler in Deutschland - Politische Bauwerke als Zeugen der Geschichte, in: Vor hundert Jahren: Dänemark und Deutschland 1864-1900, Gegner und Nachbarn. 1981/82, S. 69
- 3 Volker Plagemann, Bismarck-Denkmäler, S. 238, in: Mittig und Plagemann, Denkmäler im 19. Jahrhundert, München 1972, S. 217-252 und 417—442
- 4 List-Petersen a. a. O.
- 5 Plagemann, a. a. O, S. 246, Anm. 1
- 6 Ina Maria Grevenus, Der territoriale Mensch, München 197?

Umsetzung aus dem Dänischen und deutsche Bearbeitung: Immo Doeg

Abstimmungen in Schleswig 1920

Dauerausstellung in den Räumen des Instituts für Regionale Forschung und Information im Deutschen Grenzverein, Waitzstr. 5, Flensburg

Am 25. Mai 1990 wurde von dem Vorsitzenden des Deutschen Grenzvereins Dr. Gernot Korthals die vom Institut für Regionale Forschung und Information aufgebaute Dauerausstellung zu den »Abstimmungen in Schleswig 1920« eröffnet. Dr. Gerhard Kraack, Mitarbeiter des Instituts, führte dabei in die Ausstellung ein, die vor allem für Schulen und andere Bildungseinrichtungen sowie für interessierte Bürger südlich wie nördlich der deutsch-dänischen Grenze bestimmt ist und von Montag bis Freitag 10.00-16.00 Uhr geöffnet ist. Mit dieser Ausstellung möchte das Institut den Schulen Veranschaulichungsmöglichkeiten zu einem der Leitthemen zur Landesgeschichte anbieten.

Bei der Eröffnung wies Dr. Korthals darauf hin, daß die Abstimmungen von 1920 in Nord- und Mittelschleswig sowohl in der Geschichte des schleswigschen Grenzlandes wie in der Entwicklung der deutsch-dänischen Beziehungen eine entscheidende Wende darstellten. Das Ergebnis des Plebiszits vor 70 Jahren sei für viele Menschen zweifellos schmerzlich gewesen, aber die Abstimmungen seien ein erster Schritt zur endgültigen Klärung und Befriedung des deutsch-dänischen Grenzstreites gewesen.

Die Ausstellung dokumentiert anhand von Plakaten, Fotos, Flugblättern, Karikaturen, Notgeldscheinen usw. wichtige Elemente der Vorgeschichte, den konkreten Ablauf der beiden Abstimmungen sowie deren unmittelbare Folgen. Dabei soll zugleich verdeutlicht werden, in welchem Maß die Lösung der deutsch-dänischen Grenzfrage Modellcharakter für die Bewältigung nationaler Gegensätze allgemein haben kann.

Die Ausstellung fügt sich ein in die Bemühungen des Instituts für Regionale Forschung und Information, die Geschichte der deutsch-dänischen Grenzregion für Schulen und interessierte Bürger zu verdeutlichen. Zu diesen Bemühungen gehört die Mitherausgabe der zweisprachigen »Quellen zur Geschichte der deutsch-dänischen Grenzregion« (erarbeitet von deutschen und dänischen Historikern) und der fünfbandigen »Quellen zur Geschichte Schleswig-Holsteins«. Wie letztere Quellensammlung wurde die Ausstellung von Mitgliedern des Flensburger Arbeitskreises für Stadt- und Regionalforschung (Immo Doege, Dr. Gerhard Kraack, Dr. Hans-Friedrich Schütt, Dr. Horst Windmann, Heinz Kellermann) erarbeitet. Leihgaben stellten für die Ausstellung vor allem zur Verfügung das Stadtarchiv Flensburg und das Städtische Museum Flensburg. Außerdem wurde das Institut unterstützt von der Landeszentralbibliothek und vom

Kreisarchiv des Kreises Schleswig-Flensburg in Flensburg sowie vom Landsarkivet und vom Institut for Sønderjysk Lokalhistorie in Apenrade. Hilfen erhielt das Flensburger Institut ferner vom Museet paa Sønderborg Slot und auch von Einrichtungen der beiden Minderheiten, nördlich der Grenze insbesondere von der Historischen Forschungsstelle der deutschen Volksgruppe, dem Deutschen Museum Nordschleswig und dem Deutschen Generalsekretariat, südlich der Grenze von Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig und Dansk Generalsekretariat.

Ein Gang durch die Ausstellung

Die Ausstellung ist in sieben Einheiten gegliedert. In einer Standvitrine werden außerdem wichtige Literatur zur Geschichte der Abstimmungen und zur Entwicklung der deutsch-dänischen Grenzregion vor und nach 1920 sowie Informationsunterlagen der beiden nationalen Minderheiten nördlich und südlich der Grenze präsentiert.

I. Zur nationalpolitischen Entwicklung Schleswigs vor dem Ersten Weltkrieg

Die erste Einheit greift in das 19. Jahrhundert zurück, in eine Zeit also, in der im dänisch/schleswig-holsteinischen Gesamtstaat nationale Gegensätze aufbrachen und die kriegerischen Auseinandersetzungen von 1848/51 und 1864 tiefgreifende Umwälzungen herbeiführten. In dieser Zeit wurde das national umstrittene alte Herzogtum Schleswig sowohl von deutscher wie von dänischer Seite beansprucht, und zwar in vollem Umfang bis zur Königsau bzw. bis zur Eider. Der Teilungsgedanke, seit 1848 und besonders auf der Londoner Konferenz von 1864 im Gespräch, konnte sich demgegenüber nicht durchsetzen. Nachdem Schleswig-Holstein 1867 preußische Provinz geworden war und von deutscher Seite zunehmend eine nationalbestimmte Sprach- und Schulpolitik betrieben wurde, verstärkte sich der dänische Widerstand in Nordschleswig und damit der nationale Gegensatz insgesamt.

II. Die Schleswig-Frage am Ende des Ersten Weltkriegs

Die zweite Einheit soll zeigen, wie Ende 1918 die Nordschleswig-Frage in den Wilson'schen Friedensansatz vom Selbstbestimmungsrecht der Völker einbezogen wurde und wie vor dem Hintergrund von Kriegsende und Revolution in Nord- und Mittelschleswig von deutscher und dänischer Seite verschiedene Schritte zur Lösung der Schleswig-Frage unternommen wurden.

III. Die Schleswig-Frage und die Friedensverhandlungen von Versailles

Im engen Zusammenhang mit der zweiten steht die dritte Einheit, die die Verschränkung zwischen der Politik der Siegermächte des Ersten Weltkrieges –

Dänemark war im Krieg neutral geblieben – und der Entwicklung im deutsch-dänischen Grenzgebiet verdeutlicht. Während die Vorschläge der dänischen Regierung in den Schleswig-Bestimmungen des Friedensvertrages weitgehend berücksichtigt wurden, blieb der deutschen Seite fast jeglicher Einfluß versagt.

IV. Der »Staat Plebiszit«

Die Schleswig-Bestimmungen des Friedensvertrages führten dann im Januar 1920 zur Errichtung eines »Übergangsstaaates«, in dem die beiden Abstimmungszonen zu einer Einheit unter Leitung einer internationalen Kommission zusammengefaßt waren, die das Plebiszit durchführte und überwachte.

V. Der Abstimmungskampf

In den letzten Monaten vor den Abstimmungen entwickelte sich in den beiden Abstimmungszonen, insbesondere in der Stadt Flensburg – in Nordschleswig stand das Ergebnis wegen der En-bloc-Abstimmung schon von vornherein fest –, ein umfassender Abstimmungskampf, der in seinen vielfältigen Facetten in der fünften Einheit (sowie in einer Tischvitrine und an Litfaßsäulen und Bildträgern im Vorraum) dokumentiert wird. Plakate, Transparente und Flaggen, Streitschriften, Flugblätter und besondere Zeitungen, Umzüge, Kundgebungen und Versammlungen, Gedichte, Karikaturen und selbst Notgeldscheine waren Mittel dieser Auseinandersetzung. Historische, moralische, wirtschaftliche und soziale Aspekte wurden intensiv diskutiert.

VI. Die beiden Abstimmungen und die Festsetzung der neuen Grenze

Die sechste Einheit dokumentiert das Ergebnis der Abstimmungen in der ersten Zone in Nordschleswig und in der zweiten Zone in Teilen Mittelschlesiens. Nachdem deutsche und dänische Sonderwünsche nicht berücksichtigt worden waren, wurde die neue Grenze gemäß den Bestimmungen des Vertrages von Versailles festgesetzt: Die erste Zone kam an Dänemark, die zweite mit Flensburg als Zentrum blieb bei Deutschland.

VII. Die beiden Minderheiten und die Aussöhnung im Grenzland

Die letzte Einheit gibt einen kurzen Ausblick auf die weitere Entwicklung des deutsch-dänischen Verhältnisses in der Grenzfrage von 1920, dem Geburtsjahr der beiderseitigen Minderheiten, bis heute. Besonders herausgehoben werden dabei die Bonn-Kopenhagener Erklärungen von 1955, die die Rechte der Minderheiten südlich und nördlich der Grenze endgültig sicherten.

Anwendung des Selbstbestimmungsrechts der Völker, territoriale Teilung

sowie Achtung und rechtliche Sicherung der Minderheiten – diese drei Schritte haben bewirkt, daß an die Stelle eines jahrzehntelangen Grenzkampfes Frieden, wechselseitiges Verstehen und Bereitschaft zur Zusammenarbeit getreten sind.

Weitere Nutzungsmöglichkeiten der Ausstellung für Gruppen und Schulklassen (nach Voranmeldung)

1. Auf Wunsch können Führungen (auch in dänischer Sprache) durchgeführt werden.
2. Für Gruppen bis 25 Personen kann ein besonderer Raum für Gespräche und Diskussionen zur Verfügung gestellt werden.
3. Die Bände der »Quellen zur Geschichte Schleswig-Holsteins«, die mit der Ausstellung im Zusammenhang stehen (Band II, III, IV), können in Klassensätzen benutzt werden.
4. Zugleich kann die vom IPTS herausgegebene Dia-Serie »Die Minderheiten im schleswigschen Grenzland 1920-1955« eingesetzt werden.

Der obige Bericht über die Dauerausstellung »Abstimmungen in Schleswig 1920« wurde von Gerhard Kraack nach einer Pressemitteilung und einem Falblatt des Instituts für Regionale Forschung und Information zusammengestellt.

Die Redaktion

Jahresmitgliederversammlung 1990

Bei der Veranstaltung in Tönning waren auch in diesem Jahr wieder zahlreiche Mitglieder und Freunde anwesend, wie der Vorsitzende feststellten. Als Gäste nahmen an der Versammlung Bürgervorsteher Aurich und Bürgermeister Bittner aus Tönning teil, ferner die Bundestagsabgeordneten Carstensen und Opel und die Landtagsabgeordneten Frau Köster und Herr Solterbeck. Die Landesregierung vertrat Ministerialdirigent Dr. v. Scheliha. Von den befreundeten Grenzverbänden waren zugegen Herr Lendt von der ADS, Herr Kracht vom SHHB und Herr Schmidt vom BdN.

In seiner Begrüßung wies Herr Thomsen darauf hin, daß der Grenzfriedensbund in diesem Jahre 40 Jahre besteht. In den Grußworten würdigten Bürgermeister Bittner, Herr Carstensen, Frau Köster und Herr Schmidt die bisherige Arbeit des Grenzfriedensbundes. Sie wünschten ihm eine erfolgreiche weitere Arbeit für die nächsten Jahre. Generalkonsul Merten aus Apenrade, der als Mitglied und als Gast an der Versammlung teilnahm, sagte abschließend in einer persönlichen Erklärung:

»Die Friedensarbeit an der Grenze ist auch hier im Norden nicht zu Ende und sollte möglichst bald an neuen Grenzen beginnen.«

Im Mittelpunkt der Arbeit des Grenzfriedensbundes stand – wie der Geschäftsbericht auswies – auch im abgelaufenen Jahr die sozialpädagogische Jugendarbeit. Es konnten in ca. 500 Fällen Beihilfen für Schulfahrten und Schullandheimaufenthalte u. a. gewährt werden. Dadurch wurden ca. 1200 Kinder und Jugendliche in die Lage versetzt, an Fahrten teilzunehmen, auf die sie sonst aus wirtschaftlichen Gründen hätten verzichten müssen. Auch an hilfsbedürftige Familien und Einzelpersonen im Landesteil Schleswig wurden im vergangenen Jahr zahlreiche Beihilfen über die Organisation der Arbeiterwohlfahrt gewährt.

Für 25jährige Mitgliedschaft im Grenzfriedensbund wurden geehrt:

Hans-Christian Biermann, Schleswig

Liselotte Herbst, Eckernförde

Hans H. Johannsen, Sonderburg

Helmut Kreul, Husum

Walter Lorenzen, Koldenbüttel

Heinrich Müller, Glücksburg

Dr. Fritz Orthmann, Plön

Dorothea Panten, Owschlag

Anni Ruge, Flensburg.

Soweit sie an der Versammlung teilnahmen, erhielten sie aus der Hand des Vorsitzenden eine Ehrenurkunde und eine Anstecknadel.

Großen Anklang fanden – laut Geschäftsbericht – die angebotenen Informationsfahrten. Sie führten nach Kolding, Apenrade und Hadersleben. Höhepunkt war wie immer der Besuch von Mitgliedern aus Flensburg bei einem Ortsverband des Bundes deutscher Nordschleswiger, diesmal in Gravenstein.

Die Rede des Vorsitzenden zum Thema »40 Jahre Grenzfriedensbund« ist an anderer Stelle in diesem Heft abgedruckt.

Walter Harenberg

Wenn Nachbarn Partner werden

Grenzfriedensbund zog Bilanz / »Vergangenheit nicht vergessen«

TÖNNING (bhp). »Die Friedensarbeit an der Grenze ist auch hier im Norden nicht zu Ende und sollte möglichst bald an neuen Grenzen beginnen«, sagte Nikolaus Merten, deutscher Generalkonsul in Apenrade über die Arbeit des Grenzfriedensbundes.

Ebenso wie der Diplomat würdigten u. a. Parlamentarier des Bundes- und des Landtages sind Vertreter der Grenzverbände, die gestern zur Jahreshauptversammlung des Grenzfriedensbundes nach Tönning gekommen waren, in ihren Grußworten die über 40jährige Arbeit dieser Organisation. In den Reden der Gäste wurde vor dem Hintergrund der sich rasant verändernden

politischen Situationen in Europa der Blick nach vorn gerichtet und die zukünftige Arbeit grob umrissen sowie die beispielhafte Arbeit an der deutsch-dänischen Grenze besonders hervorgehoben.

Artur Thomsen, langjähriger Vorsitzender des Grenzfriedensbundes, wies vor allem auf den Schwerpunkt der Aktivitäten im Bereich der sozialpädagogischen Jugendarbeit hin. Die mit 160 Teilnehmern gut besuchte Jahreshauptversammlung war zugleich für Artur Thomsen Anlaß, auf 40 Jahre Grenzfriedensbund zurückzublicken. Die Organisation, am 11.3.1950 in Husum gegründet, orientierte sich an der Kieler Erklärung (Sept. 1949) der damaligen Landesregierung: »Das Bekenntnis zum dänischen Volkstum ist frei...« Dieser Satz leitete die Befriedung des Grenzlandes ein, wurden im größeren Rahmen Grundlage der Bonn-Kopenhagener Erklärungen (1955) und Leitsatz für die Arbeit des Grenzfriedensbundes. Thomsen blickte auf das durch Kampf und Krieg geprägte Verhältnis zurück, erinnerte an den Überfall auf Dänemark und Norwegen (1940) und das daraus resultierende Mißtrauen. Das Offenlegen der schrecklichen Vergangenheit, so Thomsen, sei wichtig, schließlich erwarte man jetzt von Dänen, daß sie den Einigungsprozeß billigen und fördern. Abschließend machte er deutlich, daß man sich nicht mit dem Erreichten zufriedengeben dürfe. »Man muß sich immer um gute Nachbarschaft bemühen und diese pflegen.« Die Grenzfriedensarbeit ist »ein andauerndes Programm, das jeden Tag mit Leben erfüllt werden muß, um aus geographischer Nachbarschaft eine Partnerschaft im zukünftigen Europa zu gestalten«.

Flensburger Tageblatt, 7.5.90

Arbeit an der europäischen Einigung im Grenzland

Erfolgreiches sozialpolitisches Wirken des Grenzfriedensbundes auch im vergangenen Jahr: Unterstützung für 2000 Kinder und Jugendliche

TÖNNING. Ziel des Grenzfriedensbundes sei es, »für ein gemeinsames Europa in unserem Grenzland die Voraussetzungen zu schaffen und über die deutsch-dänische Verständigung hinaus dahin zu wirken, daß die europäische Einigung den Deutschen und Dänen gleichermaßen erstrebenswert ist«, hat dessen Vorsitzender Artur Thomsen, Flensburg, während der Jahreshauptversammlung des Grenzfriedensbundes in Tönning erklärt.

Nach der Eröffnung der Veranstaltung durch den Vorsitzenden und den Grußworten der Gäste wurde zunächst eine Reihe von Mitgliedern geehrt, die 25 Jahre dem Grenzfriedensbund angehören. Sie erhielten aus der Hand des Vorsitzenden eine Ehrenurkunde und eine Anstecknadel.

In seinem Geschäftsbericht für das Jahr 1989 wies Thomsen darauf hin, daß der

Grenzfriedensbund in diesem Jahr 40 Jahre besteht. Er sei am 11. März 1950 gegründet worden. Die Gründung habe in einem gedanklichen Zusammenhang mit der Kieler Erklärung vom September 1949 gestanden; diese Erklärung sei zum Leitsatz für seine Arbeit geworden.

Der Grenzfriedensbund sei im Kreise der anderen Grenzverbände zunächst gar nicht recht willkommen gewesen; das Verhältnis zu den drei anderen deutschen Grenzorganisationen habe sich jedoch dank der klugen Führung der verantwortlichen Männer des Grenzfriedensbundes sehr bald eingespielt. Heute bestehe ein Konsens.

»Die Männer der ersten Stunde, Jens Nydahl, Ernst Beier, Detlef Hansen und andere, haben die Arbeit des Grenzfriedensbundes in den ersten Jahren geprägt und vorangetrieben. Der ehemalige Flensburger Bibliotheksdirektor Dr. Hans Peter Johannsen, der 1961 Vorsitzender wurde und aus Nordschleswig stammte, brachte den Verständigungswillen von vornherein mit. Er setzte starke kulturpolitische Akzente und konnte durch die umfassenden Kenntnisse der dänischen Sprache und Kultur Brücken schlagen zu den Dänen hier und drüben«, sagte Thomsen. Er sei es auch gewesen, der zusammen mit Ernst Beier aus den Grenzfriedensbriefen die Grenzfriedenshefte machte, die seit 1953 vierteljährlich erscheinen und aus dem Chor der Grenzlandpressestimmen nicht mehr wegzudenken seien.

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen erwähnte Thomsen, der den Vorsitz seit 1977 führt, die sozialpädagogische Jugendarbeit, die auch 1989 im Vordergrund der Arbeit des Grenzfriedensbundes gestanden habe. So konnten u. a. 2000 Kinder und Jugendliche durch den Grenzfriedensbund in die Lage versetzt werden, an einer Veranstaltung teilzunehmen, auf die sie sonst hätten verzichten müssen. Auch 1989 seien wieder Informationsfahrten durchgeführt worden, an denen eine große Zahl von Mitgliedern und Freunden teilgenommen hätten.

Nach dem Bericht der Revisoren wurden dem Vorstand einstimmig Entlastung erteilt. Den Abschluß bildete ein Vortrag von Artur Thomsen zum Thema »40 Jahre Grenzfriedensbund«.

Nordschleswiger, 15.5.90

»Minderheiten-Modell für ganz Europa«

Deutsch-dänisches Grenzland als Vorbild

»Das deutsch-dänische Grenzland mit seinen Volksgruppen kann als ein Modell für Europa gelten«, sagte gestern der deutsche Generalkonsul Nikolaus Merten in der dänischen Grenzgemeinde Bov. Er verläßt zum 30. Juni Apenrade, um im spanischen Sevilla das neue Generalkonsulat zu übernehmen. Dem »Modellfall«

stimmte auch sein dänischer Kollege, Jørgen Peder Hansen, aus Flensburg zu. Eigentlich könnten sich die Minderheiten nicht beklagen, so die Konsuln übereinstimmend.

Allerdings, der scheidende Merten sieht mit Sorgenfalten auf die zukünftige Entwicklung der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig. Er befürchtet, daß durch die rasante Entwicklung in Osteuropa die deutschen Minderheiten in anderen Regionen Europas stärker gefördert werden könnten. Dagegen sei auch nichts einzuwenden, unterstrich der Generalkonsul, »aber ich sehe die Gefahr, daß gesagt wird, hier im deutsch-dänischen Grenzgebiet läuft es so gut, da brauchen wir keine Mittel mehr einzusetzen«. Beide Volksgruppen würden aber durch die gegenseitige Konkurrenz aktiv am Leben gehalten. Den Dänen dürfte eine weitere Bezuschussung ihrer Minderheit in Schleswig-Holstein nicht weiter schwer fallen, es gebe eben nur die eine dänische Minderheit.

Generalkonsul Jørgen Peder Hansen aus Flensburg hörte diesen Überlegungen seines »scheidenden Pendants« sorgenvoll zu. Er persönlich setze in Sachen Grenzland voll auf den Ministerpräsidenten Bjørn Engholm, der mit seiner Idee vom Verbund der Ostsee-Anrainer-Staaten gerade in Skandinavien viele Freunde gefunden habe. Prognosen für die Zukunft des deutsch/dänischen Grenzraumes wollte Jørgen Peder Hansen, der seit 1981 dänischer Generalkonsul in Flensburg ist, nicht stellen. Der scheidende deutsche Generalkonsul bedauerte, daß es ihm in seiner dreieinhalbjährigen Amtszeit nicht gelungen ist, eine gemeinsame Deutsch-Dänische Handelskammer ins Leben zu rufen. »Damit hätte das Grenzland geschlossen auf die Entwicklung in Osteuropa reagieren können.«

Flensburger Tageblatt, 1.6.90

Grundgesetz

dm. Der zur dänischen Minderheit gehörende Dr. Ole Harck, ein angesehener Mann aus Eckernförde, hat vor einiger Zeit in einem Artikel in »Flensburg Avis« die Frage gestellt, ob angesichts der kommenden deutschen Einheit die Bonn-Kopenhagener-Minderheitenerklärungen noch ihre

Gültigkeit haben oder ob diese Erklärungen mit einer gesamtdeutschen Regierung neu »auszuhandeln« sind. Fr. Rudbeck, publizistischer Sendbote des dänischen Grenzvereins hat in einem eigenen Beitrag diese Frage aufgegriffen und darauf hingewiesen, daß das neue Deutschland ja nicht rechtlich an die Bonn-Erklärungen gebunden sei.

Zunächst einmal ist der Sachverhalt aufzuklären: Die Minderheiten-Erklärungen von Bonn und Kopenhagen sind fast parallel lautende Erklärungen, die von den Parlamenten beider Länder 1955 nach bilateralen Verhandlungen verabschiedet worden sind und die dadurch – auch wenn es sich nicht um einen völkerrechtlichen

Vertrag handelt – dennoch einen für beide Länder politisch-moralisch verpflichtenden Inhalt zur Sicherung der Interessen ihrer jeweiligen Minderheiten aufweisen. Da die Bundesregierung bereits im Vorfeld des deutsch-deutschen Prozesses darauf hingewiesen hat, daß von ihr eingegangene Verträge selbstverständlich auch künftig eingehalten werden, gilt diese Garantie sicherlich auch für die Minderheiten-Erklärungen, die nach Ansicht von Experten völkerrechtliche Qualität haben. In Schleswig-Holstein wird allerdings schon jetzt darüber nachgedacht, wie in einer gesamtdeutschen Verfassung die Minderheiten-Rechte verankert werden können. In der neuen schleswig-holsteinischen Verfassung sind die Rechte der dänischen Südschleswiger und der nationalen Friesen festgeschrieben, in der DDR-Verfassung sind die Sorben ausdrücklich erwähnt. Im Bonner Grundgesetz steht jedoch nichts über besonderen Minderheiten-Schutz. Sowohl der Grenzlandbeauftragte der Landesregierung, Kurt Hamer, als auch Landtagspräsidentin Lianne Paulina-Mürl haben sich kürzlich beim Treffen zwischen dem Landtagspräsidium und den nordschleswigschen Folketingsabgeordneten auf Alsen dafür ausgesprochen, daß ein Minderheitenschutz in die neue gesamtdeutsche Verfassung aufgenommen wird.

Das wäre grundsätzlich nicht nur aus dänischer Sicht zu begrüßen, wobei man allerdings sich den Hinweis darauf nicht verkneifen kann, daß ja im dänischen Grundgesetz von 1953 auch kein Wort über nationale Minderheit steht! Da die Minderheiten-Erklärungen aber eine gewisse deutsch-dänische Gegenseitigkeit implizieren, ist das Gegenseitigkeits-Problem mit einer deutschen Grundgesetzänderung allein ja nicht gelöst.

Deshalb wäre es vielleicht überlegenswert, ob nicht die Parlamente beider Staaten zu irgendeinem – ruhigen – Zeitpunkt die Minderheiten-Erklärungen von 1955 noch einmal bekräftigen, bzw. Minderheiten-Erklärungen verabschieden sollten, die in dem einen oder anderen Punkt nach mehr als 30 Jahren »up to date« zu bringen sind.

Nordschleswiger, 23.5.90

»Beispiel für andere Minderheiten«

Dänischer Außenminister beim Jahrestreffen der Volksgruppe

Was im deutsch-dänischen Grenzland aufgebaut worden ist, hat nach Ansicht des dänischen Außenministers Uffe Ellemann-Jensen gerade in dieser Zeit der fallenden Grenzen weitreichende Bedeutung. Es könne beispielhaft sein, »wenn es gilt, die Rechte von vielen anderen Minderheiten zu sichern«, meinte der Politiker vor einigen tausend Besuchern beim Jahrestreffen der dänischen

Minderheit gestern auf dem Sportplatz an der Marienhölung.

Der dänische Politiker, der direkt vom EG-Außenministertreffen im schottischen Turnburry kam, ermunterte die Minderheit, Vertrauen in sich zu haben. Denn das sei die Voraussetzung dafür, sich in einem ständig enger zusammenarbeitenden Europa behaupten zu können. Mit der deutschen Vereinigung, so erklärte Ellemann-Jensen, geschehe etwas Einzigartiges und Neues in Europa. »Und da ist es sehr wichtig, daß wir das Neue mitprägen«, sagte er zur Rolle der Minderheit. Kurt Hamer, der als Grenzlandbeauftragter des Ministerpräsidenten die Grüße der Landesregierung und besonders von Ministerpräsident Engholm überbrachte, meinte zur Minderheitenfrage unter anderem: »Das neue Europa, das endlich den Osten mit einschließt, muß, wenn es für eine lange Zukunft Frieden finden will, ein Europa des ungestörten und respektierten Neben- und Miteinanders seiner Völker und Nationalitäten sein, ganz gleich, in welchem Staat sie zu Hause sind.«

Der Landesvorsitzende des südschleswigschen Wählerverbandes, Wilhelm Klüver, nannte es die große Aufgabe der nächsten Zukunft, »unsere Rechte in einem neuen Grundgesetz für ganz Deutschland festgeschrieben zu bekommen«. Demnächst seien darüber mit den Sorben in der DDR Gespräche vorgesehen. Bei dem Freilufttreffen, bei dem unter anderem auch 500 Mädchen und Jungen aus dem Südschleswigschen Gymnastikverein und elf Musikzüge, darunter neun aus Dänemark für Unterhaltung sorgten, überbrachte auch Nordschleswigs Amtsbürgermeister Kresten Philipsen der Minderheit Grüße. Das Freilufttreffen war der Höhepunkt einer ganzen Reihe von Veranstaltungen am Wochenende. Mit viel Beifall bedacht wurde am Sonnabend in der Dänischen Zentralbibliothek die Rede von Oberbürgermeister Dielewicz, die er auf dänisch hielt. Er sprach den erweiterten Minderheitenpassus in der Landesverfassung an und appellierte an Minderheit und Mehrheit, gemeinsam »unsere besonderen kulturellen, menschlichen und geistigen Potentiale zum Wohle unserer gemeinsamen Stadt Flensburg« zu nutzen.

*Konstanze Kayser-Meissner
in: Flensburger Tageblatt, 11.6.1990*

Grenzlandbeauftragter setzt sich für dänische Kirche ein

Flensburg – »Völlig unverständlich«. So hat Kurt Hamer, Grenzlandbeauftragter des Ministerpräsidenten, die Haltung des Nordelbischen Kirchenamtes in Kiel zu Wünschen der Dänischen Kirche in Südschleswig bezeichnet. Kurt Hamer setzt sich für die Erfüllung dieser Wünsche ein. Die dänische Heiliggeistgemeinde in Flensburg hatte wiederholt den Wunsch geäußert, die von ihr benutzte Heiliggeistkirche übereignet zu erhalten. Das Gotteshaus wird seit über 400 Jahren für dänische Gottesdienste genutzt. 1911 wurde die Kirchengemeinde St.

Marien in Flensburg Eigentümerin der Kirche, die seit 1926 an die dänische Gemeinde vermietet ist.

Der Kirchenvorstand St. Marien hatte sich bereit erklärt, dem Wunsch der dänischen Gemeinde zu entsprechen. Das Nordelbische Kirchenamt setzte sich jedoch über diesen Beschluß hinweg, indem es seine Zustimmung zu einer Überweisung an die dänische Kirche verweigerte.

Das Kirchenamt hatte u. a. darauf verwiesen, daß eine Übertragung der Heiligegeistkirche Unruhe in der deutschen Bevölkerung in Flensburg auslösen würde. Außerdem hatte das Kirchenamt seine Zustimmung für ein geändertes Verfahren bei der Ausfüllung von Meldeformularen der gemeindlichen Meldeämter verweigert. Auf Wunsch der dänischen Kirche wurde vereinbart, den Mitgliedern die Möglichkeit zu geben, ihre Zugehörigkeit zu dieser Kirche gesondert zu vermerken. Bislang bestand diese Möglichkeit nicht. Dies hatte u. a. dazu geführt, daß die Kirchensteuer dänischer Gemeindemitglieder irrtümlich an die Nordelbische Kirche abgeführt wurde.

Das geänderte Verfahren ist bereits von dem schleswig-holsteinischen Innenminister genehmigt worden.

Südschleswigscher Pressedienst, 22.5.90

Erneut Mitgliederzuwachs beim SdU

Flensburg – Der Jugendverband der dänischen Volksgruppe »Sydslesvigs danske Ungdomsforeninger« (SdU) konnte 1989 erneut einen Mitgliederzuwachs verbuchen. Dies geht aus dem Jahresbericht des Verbandes hervor, der bei der Delegiertentagung am Wochenende in »Christianslyst« bei Süderbrarup vorgelegt wurde.

Die Mitgliederzahl beträgt jetzt 11871. Gegenüber dem Vorjahr ist dies ein Plus von 218. Erklärt wird dies u. a. durch die Aufnahme neu- oder wiedergegründeter Vereine. Es ist die bisher größte Mitgliederzahl seit Gründung des Verbandes im Jahre 1923.

Dem Verband sind jetzt 74 Einzelvereine, drei Landesteilsorganisationen sowie 12 Freizeitheime angeschlossen. Im letzten Jahr wurde die dänische Jugendarbeit mit insgesamt ca. 2 Mill. DM aus öffentlichen Mitteln gefördert. In diesem Betrag enthalten sind Städtebauförderungsmittel von 1 Mill. DM für das sogenannte Aktivitätshaus des Jugendverbandes in Flensburg. Es handelt sich um ein altes Haus in der Norderstraße, welches im Rahmen der Städtebausanierung für die Zwecke des Jugendverbandes umgebaut wurde. Die Einweihung ist noch für dieses Jahr geplant.

Südschleswigscher Pressedienst, 3.5.90

Bewegte Tönninger Geschichte

Perke Heldt (DGB) arbeitete die Zeit von 1918 bis 1933 auf

Schon viele Schätze oder Kunstwerke sind auf Dachböden – vergessen und verstaubt in Jahrzehnten – nur durch Zufall entdeckt worden. Ein solcher Glücksfall war auch der Umzug des Deutschen Gewerkschaftsbundes von der Husumer Brinckmannstraße in die Großstraße vor zehn Jahren. Damals fischte die Gewerkschaftssekretärin Perke Heldt alte, handgeschriebene Protokolle des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) aus dem Bauschutt. Nach jahrelangen Recherchen wurde daraus eine gut 50 Seiten starke Broschüre, die einen bewegten Teil der Tönninger Geschichte aufarbeitet: »Die politische Macht liegt in unserer Hand«.

Der Aufsatz – herausgegeben vom Grenzfriedensbund und dem DGB-Kreis Nordfriesland – handelt von der Zeit von 1918 bis 1922, als Tönninger Arbeiter beginnen, sich gewerkschaftlich und sozialistisch zu organisieren. Die Wirren der Zeit und großen politischen Ereignisse spiegeln sich eindrucksvoll in der Kleinstadt an der Eider wider.

Es gibt kaum noch Zeitzeugen; viele Unterlagen sind verloren gegangen, und dieser Teil der Geschichte ist jahrzehntelang vernachlässigt worden, beschrieb Perke Heldt bei der Vorstellung der im Buchhandel und beim DGB erhältlichen Broschüre ihre Schwierigkeiten bei den Nachforschungen. DGB-Kreisvorsitzender Peter Wellmann hoffte denn auch, daß von dieser Arbeit eine Initialzündung ausgehen möge, sich diesem Teil regionaler Geschichte und der Arbeiterbewegung stärker zuzuwenden. Dies gelte für die Universitäten und den musealen Bereich gleichermaßen.

In der Kleinstadt Tönning haben sich die Arbeiter – überwiegend Beschäftigte der Werft – schon früh organisiert. Bereits 1905 hatte das Gewerkschaftskartell 350 Mitglieder. Mit Paul Dölz, in Thüringen geboren und Tischler von Beruf, der 1917 nach Eiderstedt kommt, beginnt eine sehr bewegte Zeit der Arbeiterbewegung:

Als 1918 in Kiel die Matrosen meutern und in Berlin die Republik ausgerufen wird, legen die Tönninger die Arbeit nieder, bilden unter Vorsitz von Dölz einen Arbeiterrat. Im Wahlkampf für die Nationalversammlung im Januar 1919 ist Paul Dölz Kandidat für die USPD, die in Tönning fast 30 Prozent der Stimmen erhält – landesweit ein bemerkenswertes Ergebnis. Als in Berlin Kapp und Lüttwitz gegen die Republik putschen, befolgen alle Arbeiter in Tönning den Generalstreik. Ein Aktionsausschuß wird gebildet, der den Bürgermeister vorübergehend in Haft nimmt, weil er sich nicht für die Republik aussprechen will.

Zur Stärkung der Arbeiterbewegung wird das Gewerkschaftskartell wiederbelebt

(538 Mitglieder). Unterdessen ist die USPD reichsweit eine Konkurrenz für die SPD geworden, hat in Tönning allein 500 Mitglieder. Dann jedoch folgt auch in Tönning die Abspaltung in eine kommunistische Partei.

1921 kandidiert Paul Dölz als Bürgermeister und wird direkt gewählt, die Wahl aber angefochten. Die zweite Wahl fällt in eine Werftkrise, der bürgerliche Kandidat Schlimm setzt sich durch. Auf der Werft werden auf einen Schlag 545 Mann entlassen. Damit kommt auch die Gewerkschaftsbewegung zum Erliegen. Als Generaldirektor Leopold die Werftanlagen als »Norddeutsche Unionswerke, Werft, Maschinen- und Waggonbau AG« kauft, wird der Druck auf die verbliebenen rund 100 Arbeiter größer.

1922 nähern sich USPD und SPD wieder an. Die USPD löst sich im Oktober auf. Paul Dölz wird 1924 Parteisekretär der SPD, für die er bis ins hohe Alter aktiv bleibt, unter anderem im Landtag.

Husumer Nachrichten, 5.6.1990

Versöhnung – nicht länger eine Utopie

Einweihung der Gedenkstätte in Ladelund

LADELUND (ji). »Vergessen führt in die Gefangenschaft. Erinnern ist das Geheimnis der Erlösung.« Diese Inschrift einer berühmten Gedenkstätte in Jerusalem wurde am Sonntagnachmittag von mehreren Rednern zitiert, als der Kirchengemeinde St. Petri, Ladelund, ihr mühsam »erkämpftes« Ausstellungsgebäude auf dem Ladelunder Friedhof im Rahmen eines Festaktes feierlich übergeben wurde.

Nach der Grundsteinlegung im September 1989 und der Richtfeier am Reformationstag desselben Jahres war das Gebäude kürzlich fertiggestellt und, dank eifriger Mitarbeit Jugendlicher von der Friedrich- Paulsen-Schule sowie von der Hauswirtschaftsklasse der Beruflichen Schulen Niebüll, im Außenbereich der Gesamtanlage der KZ-Gedenkstätte unter fachmännischer Anleitung einer Gartenbaufirma angepaßt worden.

In Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste überreichte der für den Bau des Ausstellungsgebäudes zuständige Architekt Olaf Petersen, Ladelund, Pastor Harald Richter als dem Vorsitzenden des Kirchenvorstandes der Ladelunder St.-Petri-Gemeinde den Schlüssel des Hauses. Die Stätte solle dazu dienen, im Interesse der Wahrung des Friedens die Erinnerung an das qualvolle Leben in der einstigen Außenstelle Ladelund des Konzentrationslagers Neuengamme wachzuhalten.

Pastor Richter erinnerte an den Text der bei der Grundsteinlegung eingemauerten Urkunde: »Zu spät kam die Erkenntnis, durch aktive Unterstützung oder passives

Gewährenlassen in einen menschenverachtenden Raubkrieg verstrickt worden zu sein.« Richter händigte sodann den Schlüssel dem Vorsitzenden des Ladelunder KZ-Gedenkstättenausschusses, Manfred Koch, aus, der das Gebäude unverzüglich seiner Bestimmung übergab und die zahlreichen Augenzeugen des Festaktes einlud, sich die vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge zusammengestellte Ausstellung zu betrachten. Diese stellt das vehemente Engagement zahlreicher Jugendlicher in den Mittelpunkt, das diese bei der Schaffung, Pflege und Erweiterung der KZ-Gedenkstätte an den Gräbern von rund 300 in Ladelund beerdigten KZ-Gefangenen aus 13 Nationen bewiesen. Koch hob hervor, daß das Ausstellungsgebäude ab November 1990 die Dokumente aufnehmen und der Öffentlichkeit zugänglich machen solle, die von Schülerinnen und Schülern der Flensburger Auguste-Viktoria-Schule 1984 unter Leitung von Dr. Leppien zusammengetragen worden waren. Mit Kranzniederlegungen, musikalisch umrahmt vom Ladelunder Posaunenchor, wurde das Programm bis zum Beginn des in der Kirche von knapp 200 Teilnehmern gefeierten Gottesdienstes fortgesetzt. Die Predigt hielt der ehemalige Direktor der Evangelischen Akademie Hamburg, Pastor Joachim Ziegenrucker, der sich schwerpunktmäßig mit dem Begriff der Versöhnung befaßte. Die Nachkriegsgeschichte der Gemeinden Putten (Holland) und Ladelund habe bewiesen, daß Versöhnung keine Utopie sein müsse, sondern Wirklichkeit sein könne.

Hauptrednerin des abschließenden Empfangs war die Kultusministerin des Landes Schleswig-Holstein, Eva Rühmkorf, die die Schaffung des Ausstellungsgebäudes in Ladelund würdigte: »Der Respekt vor den Opfern in Ladelund und vor allem Opfern des Nationalsozialismus fordert eine historische Aufarbeitung der Ereignisse.« Zu den zahlreichen Sprechern von Grußworten zählten unter anderen der Präsident der Synode der Nordelbischen Kirche, Dr. Dräger, Mørk Jensen als Vorsitzender der Landesforeningen af KZ-fanger fra Neuengamme und Vicepräsident der Amicale Internationale de Neuengamme. Ladelunds Bürgermeister Manfred Oechsle, gratulierte zugleich im Namen des Amtsvorstehers des Amtes Karrharde.

Nordfriesland Tageblatt, 8.5.1990

Friesenratspräsident: Minderheiten- und Volksgruppenrechte in deutscher Verfassung verankern!

WYK/FÖHR (Nfi). Der Präsident der nordfriesischen Sektion des Friesenrats, Jakob Tholund, hat gefordert, daß in der Verfassung eines vereinigten Deutschlands Minderheiten- und Volksgruppenrechte verankert werden. In einem

Brief an den Bundespräsidenten, den Bundeskanzler, die Vorsitzenden der Bundestagsfraktionen sowie weitere Bundes- und Landespolitiker vertritt Tholund die Auffassung, daß der Schutz und die Förderung von Volksgruppen und nationalen Minderheiten staatlich garantiert werden müsse.

Als Vorbilder nennt Tholund die in der Landessatzung von Schleswig-Holstein vorgesehene Bestimmung für die nationale dänische Minderheit und die friesische Volksgruppe, die vom Landtag in Kürze beschlossen werden soll, sowie den Paragraphen 40 der DDR-Verfassung, in dem den Sorben in der Lausitz Förderung zugesichert wird. Daß im künftigen deutschen Staat mit den Sorben eine weitere Volksgruppe leben werde, mache eine verfassungsmäßige Absicherung dringlich. Auf europäischer Ebene hätten sich auch das Europa-Parlament und der Europarat für den Schutz sprachlicher und ethnischer Minderheiten ausgesprochen, um die kulturelle Vielfalt Europas zu erhalten. Tholund verweist darauf, daß die Friesen – außer den 500 000 Westfriesen in den Niederlanden – in zwei Bundesländern leben. Nordfriesisch werde im Bundesland Schleswig-Holstein von gut 10 000 Menschen gesprochen und im Saterland (Bundesland Niedersachsen) von etwa 2000. Friesisch ist nach seinen Angaben die einzige autochthone, eigenständige Kleinsprache in der Bundesrepublik Detschland. In der Sektion Nordfriesland des Friesenrats sind friesische Vereine mit rund 6000 Mitgliedern vertreten.

(Wir bitten um Übersendung eines Belegs Ihres Presseartikels.)

Der Brief Jakob Tholunds an Bundeskanzler Helmut Kohl hat folgenden Wortlaut:

*Pressedienst des Nordfriisk Instituut,
21.5.90*

Dr. Helmut Lemke †

Die Deutsche Volksgruppe in Nordschleswig trauert um den ehemaligen Ministerpräsidenten und Landtagspräsidenten des Landes Schleswig-Holstein, Dr. Helmut Lemke, der im Alter von 82 Jahren verstorben ist.

Mit Dr. Helmut Lemke hat die deutsche Volksgruppe einen engagierten Förderer ihrer Anliegen und einen guten Freund verloren.

Dr. Helmut Lemke hat sein Leben in den Dienst der Politik gestellt und dabei über Jahrzehnte die Entwicklung in Schleswig-Holstein mitgeprägt. Ein besonderes Anliegen waren ihm die Verbesserung der Beziehungen zu Dänemark und Skandinavien und die Minderheitenfrage des deutsch-dänischen Grenzlandes.

Dr. Helmut Lemke hat als Ministerpräsident und als Landtagspräsident neue Akzente in Richtung der deutsch-dänischen Verständigung gesetzt und hat vor allem in Dänemark und in den weiteren skandinavischen Staaten Vertrauen geschaffen.

Die Entwicklung der deutschen Volksgruppe lag Dr. Lemke stets besonders am Herzen, und er hat ihre Anliegen wo immer er konnte tatkräftig unterstützt. In der Minderheitenpolitik hat für Dr. Lemke immer das Prinzip der Gegenseitigkeit und der Balance im Grenzland gegolten.

Zu den großen Verdiensten Dr. Helmut Lemkes gehört die Schaffung des Gremiums für Fragen der deutschen Minderheit beim Schleswig-Holsteinischen Landtag im Jahre 1974. Neben der Lösung vieler Sachfragen ist es Dr. Lemke in seiner menschlich verbindenden Art vor allem gelungen, in diesem Gremium, und darüberhinaus im Schleswig-Holsteinischen Landtag, einen überparteilichen Konsens in Volksgruppenangelegenheiten herbeizuführen.

In Nordschleswig war Dr. Helmut Lemke bei großen und kleinen Veranstaltungen immer ein gerngesehener Gast, der sich um breiten Kontakt zu den Angehörigen unserer Volksgruppe bemühte und dem nicht zuletzt wegen seiner Volkstümlichkeit seitens der Volksgruppe Respekt, Sympathie und Vertrauen entgegengebracht wurde.

Die deutsche Volksgruppe in Nordschleswig hat Dr. Helmut Lemke viel zu verdanken. Sie wird sein Andenken in hohen Ehren halten.

Gerhard Schmidt

Hauptvorsitzender des Bundes deutscher Nordschleswiger

Nordschleswiger, 18.4.1990